20. Jahrgang Oktober 2019 € 6,90 8424

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

10

Sparen

Eine zwiespältige Tugend

Kirche in der Lausitz STEPHAN KOSCH

Abromeit und Israel SEBASTIAN ENGELBRECHT

Ein geteiltes Land? CLAUDIA RUSCH

Wie anfällig ist die Kirche für den Populismus?

Ein kritischer Weckruf!

Warum sind treue Kirchgänger besonders anfällig für autoritäre, nationalistische und ausgrenzende Einstellungen? Arnd Henze geht in der evangelischen Kirche auf Spurensuche. Eine Antwort findet er im toxischen Erbe der Vergangenheit. Denn auch nach 1945 hat die evangelische Kirche noch lange mit der Demokratie gefremdelt. Heute entwickeln sich viele Gemeinden zum Rückzugsraum gegen den sozialen und kulturellen Wandel. Doch nur mit einem neuen Mut zur Weltlichkeit wird die evangelische Kirche im Stresstest für die Demokratie bestehen können.

»Die Lektüre von Arnd Henzes Wahrnehmungen fordert heraus: zum Nachdenken, zum Widerspruch, zur Zustimmung. Vor allem ermutigt sie, notwendige Veränderungen anzupacken.«

Nikolaus Schneider

176 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag
€ 18,00 (D) / € 18,60 (A) / SFr 25.90
ISBN 978-3-451-37979-6

HERDER
Lesen ist Leben

Neu in allen Buchhandlungen oder unter www.herder.de

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
Wolfgang Huber
Ilse Junkermann
Isolde Karle
Annette Kurschus
Ulrich Lilie
Gottfried Locher
Friederike Nüssel
Christoph Schwöbel
Christiane Tietz
Gerhard Ulrich
Michael Weinrich

Liebe Leserin, lieber Leser,

in diesem Monat wird in Thüringen ein neuer Landtag gewählt. Wieviel Prozent wird die AfD diesmal holen? In Brandenburg und Sachsen ist sie, anders als noch im Sommer befürchtet, doch nicht stärkste Partei geworden. Doch die Diagramme nach den Wahlen zeigten auch: Sie lag in vielen Städten und Bezirken vorne, was erneut belegt, dass Rechtspopulismus im Osten Deutschlands auf besonders fruchtbaren Boden fällt. Die Schriftstellerin Claudia Rusch, die in der DDR aufwuchs, geht in unserer Serie zum Mauerfalljubiläum der Frage nach, warum das so ist, kommt aber dennoch zum Schluss, dass die Menschen in Ost und West mehr verbindet als trennt (Seite 12).

Auch in der Lausitz haben viele ihr Kreuz bei der AfD gemacht. Das Misstrauen gegenüber den etablierten Parteien ist groß, denn der Ausstieg aus der Braunkohle ist beschlossene Sache und stellt die Menschen dort erneut vor große Aufgaben. Eine Region, die seit Jahrzehnten im Strukturwandel ist, muss sich mit Blick auf ihre Wirtschafts- und Arbeitswelt neu erfinden. Und dieser Prozess verschärft mancherorts Konflikte, die schon lange schwelen. Welche Rolle können Kirche und Diakonie in so einer Situation spielen? Darüber lesen Sie mehr ab Seite 15.

Zumindest wird viel Geld nach Brandenburg und Sachsen fließen, obwohl sich die Bundesregierung doch zum Sparen verpflichtet hat, oder zumindest der Schwarzen Null. Doch die Konjunktur kühlt sich ab, Klimaschutz und viele andere Aufgaben fordern hohe Investitionen. Ist Sparen für den Staat wirklich das Gebot der Stunde? Und wie sieht es mit uns Privatleuten aus, denen ja auch schon mit negativen Zinsen auf ihre Spareinlagen gedroht wurde? Auch diesen Fragen gehen wir in unserem aktuellen Schwerpunkt (Seite 24) nach, denn Sparsamkeit gilt ja als besonders protestantische Tugend. Aber selbstverständlich ist es reiner Zufall, dass Reformationstag und Weltspartag so dicht beieinander liegen…

Wir wünschen Ihnen eine ertragreiche Lektüre!

Ihr

Stephan Kosch

Stephan Kosch

8

Foto: Brian Snyder

Drogenkrise in Amerika

Seit 1997 sind mindestens 250 000 Amerikaner an einer Opiat-Überdosis gestorben – Opfer einer falschen Vergabe-Praxis von Schmerzmitteln über Jahrzehnte. Schlimmer noch: Die Raten steigen seit 2014 rasant auf zuletzt 46 000 Tote jährlich. Was sind die Hintergründe? Ein Bericht von Andreas Mink.

Diskretion – solange es geht

Auch in Israel ist der sexuelle Missbrauch in religiösen Kreisen ein gerne verschwiegenes Thema. Eine kleine Institution in Jerusalem will das ändern: Das Takana Forum geht Beschwerden gegen nationalreligiöse Rabbiner und Religionslehrer nach. Ein Bericht des Nahost-Experten und Journalisten Igal Avidan.

18

Foto: Uri Lenz

POLITIK

8 ANDREAS MINK
Suchtepidemie in den USA

KOMMENTAR

11 STEPHAN KOSCH
EKD und Seenotrettung

GESELLSCHAFT

12 CLAUDIA RUSCH
Serie: Dreißig Jahre Mauerfall (II)

15 STEPHAN KOSCH
Lausitz: Kirche im Wandel

RELIGION

18 IGAL AVIDAN
Sexueller Missbrauch bei Orthodoxen

21 SEBASTIAN ENGELBRECHT
Der Fall Abromeit

SPAREN

26 ULRIKE HERRMANN
Wirkt harmlos, ist aber gefährlich

29 KLAAS HUIZING
Sparen als Beruf?

32 CASPAR DOHMEN
Mit Geld gestalten

35 OKKO HERLYN
Sparen auf evangelisch

38 GESPRÄCH MIT MARLEHN THIEME
„Ich bin für die Schwarze Null“

WISSENSCHAFT

42 REINHARD LASSEK
Insekten im Sinkflug

KOLUMNE

45 GERHARD ULRICH
Umkehr befreit

DAS PROJEKT

46 KERSTIN MENZEL
Kleine Zahlen, weiter Raum

KULTUR

50 JÖRG HERRMANN
Über künstliche Intelligenz

Titelseite: Heimsparbüchse, um 1900 aus dem Erzgebirge
Foto: Erzgebirgssparkasse
Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

Foto: epd/Lothar Graff

24

Zwiespältige Tugend

Sparen lohnt sich nicht mehr, ist gar schädlich, meinen die einen, die anderen widersprechen vehement. Aber es geht beim Sparen längst nicht nur ums Geld, sondern auch um einen Lebensstil und eine ganz bestimmte Haltung zu den Dingen und zur Welt.

Gegen das Feuer

Weil die Moore trocken gelegt wurden, brennen Russlands Torfflächen in jedem Jahr. Für das Weltklima ist das eine Katastrophe. Der Staat tut kaum etwas, doch einige Freiwillige stellen sich den Feuern entgegen.

Foto: Fabian Weiss

53

REPORTAGE

53 TEXT: MARTIN THEIS · FOTOS: FABIAN WEISS
Tropfen auf den heißen Torf

REZENSIONEN

Musik

61 REINHARD MAWICK
Kammerchor Stuttgart: Missa Solemnis

61 UDO FEIST
Bones UK: Bones UK

Hörbuch

62 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Ulrike Kriener liest aus der Bibel. Alles ist Windhauch

Bücher

62 STEPHAN KOSCH
Jean Ziegler: Was ist so schlimm am Kapitalismus?

63 SEBASTIAN KRANICH
Isabel Hartmann/Reiner Knieling: Gott. Wie wir den Einen suchten und das Universum in uns fanden

63 SYLVIE THONAK
Sigurd Rink: Können Kriege gerecht sein?

65 MARTIN SALLMANN
Samuel Lutz: Ulrich Zwinglis Spiritualität.

66 PETER ZIMMERLING
Christine Burbach (Hg.): Handbuch Personzentrierte Seelsorge und Beratung

67 CORNELIA COENEN-MARX
Ulrich Lilie/Wolfgang Beer/Edith Droste/Astrid Giebel (Hg.): Auf dem Weg zur Sorgekultur.

68 ANNEMARIE HEIBROCK
Alois Prinz: I have a dream – Das Leben des Martin Luther King

68 WILHELM HÜFFMEIER
Johann Hinrich Claussen/Klaus-Martin Bresgott: Streifzüge durch das Land Fontanes zu Kirchen in der Mark Brandenburg

66 Autoren
64 Buchtipps
3 Editorial
69 Filmtipps
67 Impressum
48 Klartext
72 Kulturtour
60 Leserbriefe
6 Magazin
72 Notabene
71 Notizen
70 Personen
73 Punktum
73 Veranstaltungen
74 Vorschau

Foto: Hendrik Zwietasch, Landesmuseum Württemberg

Abschied von der Plastiktüte

Die Ära der Plastiktüten geht zu Ende. Die Bundesumweltministerin orientiert sich an afrikanischen Ländern wie Ruanda und will ein Plastiktütenverbot einführen. Bald wird man nirgendwo im deutschsprachigen Raum mehr Einweg-Einkaufstaschen bekommen. „Adieu Plastiktüte!“ lautet der programmatische Titel einer Sonderausstellung, die ab dem 26. Oktober im Museum der Alltagskultur auf Schloss Waldenbuch, einer Außenstelle des Landesmuseums Württemberg, zu sehen ist. Das Museum der Alltagskultur hat von zwei Sammlern Tüten zur Verfügung gestellt bekommen, deren Zahl auf 50 000 Stück geschätzt wird. Die Sichtung und Bewertung dieser Tüten wird nun im Rahmen der Ausstellung vorgenommen. Die Exponate werden in regelmäßigem Rhythmus wechseln. Thementafeln bieten Informationen über die Möglichkeit des Erhalts, der Restaurierbarkeit, über Versuche des Recyclings. *www.museum-der-alltagskultur.de*

„Grüner Knopf“ eingeführt

Ein staatliches deutsches Gütesiegel für die sozial- und umweltverträgliche Produktion von Textilien hat Bundesentwicklungsminister Gerd Müller (CSU) präsentiert. „Es geht um Menschlichkeit in einer globalen Welt“, sagte er. Seinen Worten nach deckt der „Grüne Knopf“ zunächst die Arbeitsschritte „Nähen“ und „Färben“ ab. Er versicherte, dass das Siegel in den kommenden Jahren auf weitere Produktionsschritte wie den Baumwollanbau ausgeweitet werde. Auch die Sozial- und Umweltkriterien würden kontinuierlich weiterentwickelt. Hier soll ein Beirat aus Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilgesellschaft mitwirken. Siebzig Unternehmen haben laut Ministerium bislang ihr Interesse an dem Siegel bekundet. 27 von ihnen können ab sofort Produkte verkaufen, die damit ausgezeichnet sind.

Luxus in Leipzig

Dem Phänomen des Luxus und seinen sich verändernden Bedeutungen geht zur Zeit eine Ausstellung im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig nach. In sieben Themenbereichen und anhand von rund vierhundert Objekten, Dokumenten und Fotos erzählt sie Geschichten vom Wandel des Luxus-Begriffs in Deutschland seit 1945, wie das Museum ankündigte. Die Wechselausstellung mit dem Titel „Purer Luxus“ ist bis zum 13. April kommenden Jahres zu sehen. Zu den Glanzlichtern gehören der aus den Brustfedern von dreihundert Schwänen hergestellte Mantel von Marlene Dietrich oder ein in der DDR in Handarbeit gefertigter Nachbau des legendären Porsche 326 aus den Fünfzigerjahren. Was als Luxus gilt, könne individuell sehr verschieden sein, lasse jedoch auch immer Rückschlüsse auf die Gesellschaft zu, erklärte das Museum. So hätten in der Nachkriegszeit noch Tauschgüter des täglichen Bedarfs wie etwa ein Stück Butter für viele Menschen als unerreichbarer Luxus gegolten. In Westdeutschland habe sich das Verständnis von Luxus in der Folge hin zu einer Idee des Massenkonsums entwickelt. Zum Luxus in der DDR wurden häufig Alltagsprodukte, die in der Mangelwirtschaft kaum verfügbar waren. *www.hdg.de*

Foto: Punctum/Bertram Kober

Foto: Paul Buchard/Brøndum & Co., © The Estate of Yves Klein/VG Bild-Kunst, Bonn 2019

Moderne Ikonen in Bremen

Erstmals wird die Kunsthalle Bremen mit einer Ausstellung alle Räume des Hauses bespielen. Je Raum präsentiert die Schau jeweils nur ein Meisterwerk – von der russischen Ikone bis zu Andy Warhol. Mit sechzig Stars in sechzig Räumen geht die Schau „Ikonen – Was wir Menschen anbeten“ ab dem 19. Oktober der Frage nach, wie sich auch heute noch mit dem Begriff der Ikone kultische Verehrung und die Idee des Übersinnlichen verbinden. In einer ganz auf das einzelne Kunstwerk konzentrierten Inszenierung werden verschiedene Aspekte von Spiritualität, Andacht und Anbetung präsentiert. Die Ausstellung lädt ein, ikonische Kunstwerke aus zehn Jahrhunderten auf eine neue, direkte Art zu erfahren. Werke von Caspar David Friedrich, Wassily Kandinsky, Kasimir Malewitsch, Mark Rothko, Yves Klein, Niki de Saint Phalle, Isa Genzken, Andreas Gursky und Kehinde Wiley werden dabei ergänzt durch alltägliche „Ikonen“ aus der Markenwelt und Popkultur wie Marilyn Monroe, Beyoncé und YouTuberin „Bibi“. Die Interpretation des traditionellen Ikonen-Gedankens in der Kunst wird so mit dem Phänomen der Ikonisierung in unserer alltäglichen Lebenswelt kontrastiert. Zu sehen ist die Ausstellung bis zum 1. März 2020. *www.kunsthalle-bremen.de*

Sieben Stunden Medien

Sieben Stunden verbringen die Deutschen durchschnittlich pro Tag mit Medieninhalten. Von den 420 Minuten werde nur etwa eine Stunde mit dem Lesen von Texten verbracht, ergibt sich aus der Studie „ARD/ZDF-Massenkommunikation Trends 2019“. Für die Untersuchung wurden zweitausend Menschen ab 14 Jahren vom Institut Kantar befragt. Mit 202 Minuten werden Videos den Angaben zufolge am häufigsten genutzt. Mit 186 Minuten folgten Audioangebote. In beiden Bereichen dominierten die linearen Angebote: Bei der Videonutzung entfielen 76 Prozent auf das klassische TV-Programm, bei der Audionutzung sogar 79 Prozent auf das lineare Radio-Programm. Textinhalte würden von 65 Prozent in Print-Form gelesen – ein Prozent weniger als 2018. 58 Prozent der Leser nutzen Texte im Netz und in Apps.

Uhr der Versöhnung tickt wieder

Nach 58 Jahren Stillstand tickt die „Uhr der Versöhnung“ wieder. Das restaurierte Turmuhrwerk stammt aus der alten Versöhnungskirche im Berliner Mauerstreifen. Gemeinsam mit einem Ziffernblatt aus der benachbarten Zionskirche wurde daraus nun die „Uhr der Versöhnung“. Sie schmückt den Eingangsbereich des Evangelischen Werks für Diakonie und Entwicklung in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihrem alten Standort. Weil Kirche und Turm der alten Versöhnungskirche mit der Grenzschließung am 13. August 1961 eingemauert worden waren, stand das Uhrwerk seit dem Herbst 1961 still. Der damalige Uhrenwart Jörg Hildebrandt stellte in einer Protestaktion am 26. Oktober 1961 die Zeiger der Uhr auf „fünf vor zwölf“. Nun wurde die Uhr am 28. August 2019, genau um 11.55 Uhr wieder in Betrieb genommen.

Wie die Sucht zur Seuche gemacht wurde

Mit Bürgersinn gegen „Oxy“ und Fentanyl. Die Epidemie durch Opiate in den USA ist kaum zu bekämpfen

ANDREAS MINK

Jede Stunde sterben sechs Amerikaner an einer Überdosis von Opiaten. Die tödliche Schmerzmittel-Epidemie geht auf das Medikament Oxycontin zurück. Aber inzwischen überschwemmen billiges Heroin und Fentanyl die Nation. Das hat zu einem Umdenken bei Bürgern und Polizei geführt, berichtet der Journalist Andreas Mink.

In Connecticut hat die Opiat-Krise seit dem 29. Mai 2016 ein Gesicht. Damals fand die Polizei die 17-jährige Olivia Roark am frühen Morgen eine halbe Autostunde weit von ihrem Heimatort Griswold tot in einem billigen Motel. „Sie war das jüngste Opfer der Epidemie. Gestorben ist Olivia an einer Überdosis Heroin, das mit dem synthetischen Opiat Fentanyl versetzt war“, sagt die Sozialarbeiterin Miranda Mahoney in einem Interview mit *zeitzeichen* im Rathaus von Griswold.

Die Region um die Kleinstadt hat den Niedergang der lokalen Textilindustrie seit den Fünfziger Jahren nie überwunden. Der Ort gilt als „Hotspot“ der Opiat-Epidemie in Amerika.

Olivia war kurz vor ihrem Tod ohne Abschied aus ihrem Elternhaus verschwunden. Sie war schon länger süchtig und an einen Ring von Dealern und Prostituierten geraten: „Olivias Tod hat den Ort aufgerüttelt. Lokale Kirchen organisierten eine Mahnwache, zu der hunderte Bürger erschienen. Die Opiat-Krise war mitten in unserer Community angekommen“, sagt die Sozialarbeiterin, die seit der Jahrtausendwende in der Drogenberatung arbeitet und heute „Griswold PRIDE“ leitet, eine Allianz von Bürgern, Kirchen, Sozialeinrichtungen und der lokalen Wirtschaft: „Zuvor wurden Süchtige noch als asoziale Junkies abgestempelt. Das hat den Leuten erlaubt, diese tödliche Epidemie zu ignorieren. Seit Olivias Tod verstehen Bürger, dass Opiat-Sucht eine Krankheit ist.“ PRIDE-Gruppen gibt es inzwischen überall in Neuengland. Das Kürzel bedeutet „Stolz“ – auf den Gemeinsinn von Kommunen – und steht für „Partnership to Reduce the Influence of Drugs for Everyone“. Die „Partnerschaften“ arbeiten in der Drogenaufklärung und helfen Abhängigen beim Entzug. Aber die Bündnisse zeigen auch die immensen Schwierigkeiten bei der Bekämpfung. Obwohl Präsident Donald Trump wegen der Krise Anfang 2018 einen nationalen Notstand ausgerufen hat, fehlt weiterhin eine landesweite, koordinierte Antwort auf die Epidemie.

Seit 1997 sind mindestens 250 000 Amerikaner an einer Opiat-Überdosis gestorben. Dabei steigen die Raten seit 2014 rasant auf zuletzt 46 000 Opfer jährlich an. In den USA sterben stündlich sechs Menschen an Opiaten, die das Atemzentrum lähmen und User in einen Schlaf ohne Erwachen versenken. Laut offiziellen Angaben erreichen die volkswirtschaftlichen Schäden inzwischen 500 Milliarden Dollar jährlich. Diese Zahlen machen die rund 2 000 Klagen von Bundesstaaten, Kommunen und Indianer-Stämmen gegen die Hersteller und Vertreiber von Opiaten nachvollziehbar.

Die Kläger werfen der Industrie die skrupellose Vermarktung dieser Medikamente vor. Die Verfahren wurden jüngst an einem Gericht in Ohio gebündelt. Dort sorgte Mitte Juli ein massiver Datensatz der staatlichen Drogenbehörde für eine Sensation: Pharma-Unternehmen wie Purdue oder Teva und Vertreiber wie Walmart hatten gerade strukturschwache Regionen von 2006 bis 2012 mit insgesamt 76 Milliarden Opiat-Pillen überschwemmt. Dabei hatte die Zahl der Überdosen seit 1996 rasant zugenommen. Ausgangspunkt der Krise waren ländliche Regionen von den

Foto: dpa/John Dixon

Eine Narcan-Spritze. Das Anti-Opiat-Mittel rettet Leben – die Drogenkrise aber bleibt.

Appalachen zum Mittelwesten und nach Neuengland. Doch eigentlich liegen die Wurzeln der Krise in Connecticut – im feinen Küstenort Stamford. Dort steht das Hauptquartier von Purdue Pharma. Der New York Times-Reporter Barry Meier enthüllte die fatale Rolle des Unternehmens in seinem Bestseller „Pain Killer". 1952 hatten die Brüder Arthur, Raymond und Mortimer Sackler die damals unbedeutende Firma gekauft. Treibende Kraft des Trios war der älteste, Arthur Sackler (1913 – 1987). Der studierte Arzt gilt als Vater des modernen Marketings von Medikamenten.

Kontinuierlich Morphium

Sackler hat Inserate für Arzneien in Massenmedien eingeführt und verhalf Hoffmann-La Roche in den Sechziger Jahren mit Kampagnen für die Beruhigungsmittel Librium und Valium zu Milliarden-Umsätzen. Sackler stilisierte die Arzneien zu Wundermitteln und Hilfen im rauen Alltag für die breite Bevölkerung. Die Rolling Stones haben das Phänomen 1966 in ihrem Hit „Mother's Little Helper" verewigt.

Mit Purdue Pharma wollten die Sacklers „ein eigenes Stück von diesem Kuchen für sich selbst", wie Meier schreibt. Mitte der Siebziger Jahre übernahm Purdue ein britisches Pharma-Unternehmen, das neuartige Morphium-Pillen entwickelt hatte. Das Mittel setzte den Wirkstoff nurmehr allmählich über viele Stunden frei.

1984 brachte Purdue das Medikament als „MS Contin" auf den US-Markt. „Contin" steht für die kontinuierliche Abgabe des Wirkstoff – in diesem Fall Morphium. Damit war der Grundstein für „Oxycontin" gelegt, das auf dem bereits 1916 in Deutschland entwickelten Opiat Oxycodon beruht. Das Mittel sollte einen neuen Trend bedienen.

Nach 1990 wurde die Medizin immer mehr auf Defizite bei der Schmerzbehandlung aufmerksam. Patienten verlangten nach Kuren für chronische Pein etwa im Rücken. Oxycontin sollte diese Marktlücke füllen. Das Unternehmen gab der Aufsichtsbehörde FDA gegenüber eine breite Anwendungs-Palette von Arthritis bis Zahnweh an. Dazu sollte die allmähliche Freisetzung des Opiats die Suchtgefahr praktisch ausschließen: Maximal ein Prozent der Patienten würde in eine Abhängigkeit geraten. Doch bereits bei MS Contin war es Usern gelungen, den Wirkstoff durch Zerkauen der Pillen schlagartig freizusetzen. Dennoch lancierte Purdue 1996 „die erste Marketing-Kampagne in der Pharma-Geschichte, die ein starkes Narkotikum an jede Arzt-Praxis bringen sollte, die Medikamente verschreiben konnte", so Meier. Dafür sorgten rund 500 eigens geschulte Verkäufer.

Purdue überschüttete Ärzte mit Werbegeschenken. Hunderte von Medizinern erhielten satte Honorare für Vorträge über die Wohltaten von Oxycontin bei Praktikern, Kliniken oder Krankenschwestern. Der Erfolg gab den Purdue-Strategen recht: Der Absatz von Oxycontin erreichte rasch die Milliarden-Dollar-Marke und stieg bis 2017 auf insgesamt über 30 Milliarden Dollar an.

Doch die Werbebotschaft einer von Missbrauch und Suchtgefahren sicheren Wunderwaffe gegen Schmerzen aller Art entpuppte sich rasch als Märchen. Gerade Kids in strukturschwachen Regionen erkannten schnell, dass die Pillen ein mächtiges High bargen. Dazu genügte es, die äußere Schicht abzulutschen und den Kern der Tablette zu zermahlen. User schnieften das weisse Pulver oder lösten es für eine Injektion auf.

Bis zur Jahrtausendwende geriet die Oxy-Sucht zu einer landesweiten Seuche. Abhängige ruinierten erst die eigenen Familien und raubten dann Nachbarn, Geschäfte und immer wieder Apotheken aus. Doch korrupte Ärzte und Apotheker verkauften die Pillen mit einem Straßenwert von 20 und 40 Dollar ungehemmt weiter.

Der Absatz von Oxycontin erreichte rasch die Milliarden-Dollar-Marke.

Selbst nachdem Staatsanwälte in Virginia die skrupellosen Methoden von Purdue entlarvt und den Konzern 2006 zu einer Strafe von 640 Millionen Dollar gezwungen hatten, drängten andere Firmen in den profitablen Markt. Und dies war erst der Anfang.

Denn zwischen 2000 und 2013 ist die Zahl der Todesopfer durch Opiat-Vergiftungen in den USA um das Vierfache auf über 20 000 jährlich explodiert: Drogen-Kartelle hatten auf den Oxy-Boom mit drastischen Preissenkungen für Heroin reagiert. Dann brachten Gangs eine tödliche Innovation auf den Markt: Fentanyl. Das synthetische Opiat wird seit Jahrzehnten in der Behandlung akuter Schmerzen eingesetzt. Fentanyl ist 50 Mal wirksamer und kostet in der Herstellung 3 500 Dollar gegenüber 65 000 Dollar für Heroin je Kilo.

Miranda Mahoney sagt: „Dealer verdienen an einem solchen ‚Ziegel' Fentanyl eine Million Dollar. Trotzdem kostet eine Dosis hier auf der Strasse nur fünf Dollar je Tütchen." Auf ihrem Handy zeigt sie das Bild einer Cent-Münze mit einer winzigen Prise weißen Staubs: „Das ist eine tödliche Dosis Fentanyl. Dealer verschneiden das Opiat mit allen möglichen Streckmitteln. Das macht die Dosierung so unberechenbar und führt zu dieser massiven Welle von tödlichen Überdosen." Dazu mischen Pusher nicht nur Heroin, sondern zunehmend auch Kokain und Methamphetamin mit Fentanyl.

Mahoney kennt den Effekt der Droge auch aus der eigenen Familie. Ein Cousin ist seit Jahren abhängig: „Er hat zuerst die Familie um Geld angebettelt, dann überall hier Regenrinnen von Häusern abmontiert und an Schrotthändler verkauft. Dafür saß er im Gefängnis." Aber obwohl Mahoney dem Mann immer wieder Hilfe angeboten hat, kämpft er immer noch mit der Sucht: „Opiate verdrahten das Gehirn neu und verändern die Persönlichkeit total. Den Stoff zu besorgen wird zum einzigen Lebensinhalt." Dabei sind die ursprünglichen Motive für den Griff zu Opiaten höchst unterschiedlich: „Bei Jugendlichen können Verletzungen etwa beim Schulsport zu einer Abhängigkeit von Medikamenten wie Oxycontin führen. Dann steigen Süchtige auf das billigere Fentanyl um."

Primär sei der Opiat-Konsum aber eine Form der „Selbst-Medikamentierung": „Unglaublich viele Leute kommen mit ihrem Alltag nicht zurecht und leiden an psychischen Problemen, für die sie keine Hilfe finden." Die Therapeutin Lauryl Spera bestätigt diese Analyse. Sie arbeitet als Drogenberaterin an einem Frauengefängnis in Connecticut: „Im gesamten Strafvollzug ist die Zahl der Opiat-Abhängigen in den letzten Jahren explodiert. Über die Hälfte der Insassen hat damit Probleme – Alkohol ist auf den zweiten Platz zurück gefallen." Die Sucht-Epidemie mache die enormen Lücken in der Versorgung für psychische Leiden gerade bei ärmeren Bürgern deut-

lich: „Die Leute finden keinen Rat oder haben keine ausreichende Versicherung. Deshalb medikamentieren sie sich selbst mit Opiaten."

Allerdings hat die Welle von Überdosen hat nicht nur bei Bürgern, sondern bei der Polizei ein Umdenken ausgelöst. 2015 gründeten Beamte in Gloucester, Massachusetts, die Stiftung „Police Assisted Addiction & Recovery Initiative" („Von der Polizei unterstützte Sucht- und Entziehungs-Initiative", PAARI), die inzwischen in 32 Bundesstaaten aktiv ist. Beamte vermitteln Abhängige an Beratungsstellen wie PRIDE und springen als Retter bei Überdosen ein. Dabei kommen immer mehr „Narcan"-Spritzen zum Einsatz, der Markenname für das Medikament Naloxon. Dieser „Opiat-Antagonist" blockiert die lähmende Wirkung der Droge umgehend.

Von der Krise überfordert

Narcan-Spritzen gehören heute zur Grundausrüstung von Sanitätern oder Polizisten und sind in Apotheken erhältlich. Aber die Lebensrettung kuriert die grundlegenden Probleme bei der Entziehung nicht, sagt Mahoney: „Unser Gesundheits-System ist von der Krise absolut überfordert." Wie das soziale Netz insgesamt, sei die Versorgung von Abhängigen in den USA überaus lückenhaft. Und es fehle an einer langfristigen Betreuung bei der Entziehung: „Wir verfügen dafür zwar über wirksame Medikamente wie Methadon. Aber eine dauerhafte Kur braucht langfristige Unterstützung durch Fachpersonal, und das gibt es kaum." Daneben reduziert die Trump-Regierung die Versorgung ärmerer Bürger mit psychischen Leiden, die die von Barack Obama eingeführte Gesundheits-Reform versorgt hatte. Dennoch gehen die Todesfälle dank Narcan und lokalen Initiativen wie PRIDE zurück, sagt Miranda Mahoney. Drogenkranke helfen sich selbst mit Narcan-Spritzen: „Ich kenne einen Süchtigen, dem eine Narcan-Spritze in diesem Jahr bereits 15 mal das Leben gerettet hat." Lauryl Spera sieht darin ein neues Problem: „Dank Narcan sinken die Todeszahlen. Aber die Zahl der Süchtigen steigt weiter." Deshalb könnte die tödliche Epidemie allmählich aus den Schlagzeilen verschwinden: „Doch die gesellschaftlichen Gründe für die Krise und die Sorgen so vieler Familien bleiben bestehen."

Wo Politik versagt

Die EKD schickt ein Schiff ins Mittelmeer – und das ist gut so

STEPHAN KOSCH

Die Evangelische Kirche in Deutschland wird ein Schiff zur Rettung von Flüchtlingen in Seenot ins Mittelmeer schicken. Ist das richtig? Ja – auch ohne Verweis auf Sandra Bils Predigt zum Abschluss des Kirchentages in Dortmund („Man lässt keine Menschen ertrinken! Punkt!"). Es gibt ja Menschen, die so etwas als moralischen Rigorismus ablehnen. Aber natürlich ist angesichts von Sea-Eye, Sea-Watch und den anderen Hilfsorganisationen im Mittelmeer die Frage zu stellen: Muss die Kirche da mitmachen?

Foto: Rolf Zöllner

Ja, denn ein großer Teil ihrer Mitglieder will das. Am Anfang stand eine Resolution des Kirchentages in Dortmund, die ein kirchliches Schiff forderte, und es ist gut, wenn die obersten Leitungsgremien der EKD solche Impulse von der politisch engagierten Basis aufnehmen. Zweitens haben die Staaten der Europäischen Union ihre Rettungsmission „Sophia" ersatzlos gestrichen. Es ist gute kirchliche Tradition dort diakonisch zu handeln, wo es keine staatlichen Strukturen gibt. Vor langer Zeit war das etwa bei der Pflege der Kranken und Alten so, jetzt gibt es ein riesiges Defizit an humanitärer Hilfe im Mittelmeer. Auch ein Schiff unter kirchlicher Beteiligung wird die Lage nicht grundlegend ändern, aber vielleicht zusätzlich zu den schon im Einsatz befindlichen Schiffen Tausende von Menschenleben retten. Diakonie first …

… politics second. Denn natürlich hinterfragt ein solches Schiff die Abschottungspolitik der EU-Staaten und diejenigen, die die Schiffbrüchigen gleich wieder ins Bürgerkriegsland Libyen zurückschicken wollen. Ein solches Schiff wird große Aufmerksamkeit und Solidarität erregen, wenn ihm die Einfahrt in einen Hafen der EU verweigert werden sollte. Gerade weil es von einem Verein getragen werden soll, in dem neben der EKD möglichst viele andere zivilgesellschaftliche Gruppen engagiert sein sollen, hoffentlich auch katholische. Das verbreitert nicht nur die finanzielle Basis für den Kauf und Betrieb des Schiffes, sondern erhöht auch den politischen Druck auf eine Europäische Union, die sich seit Jahren nicht auf einen Mechanismus zur Verteilung der Flüchtlinge einigen kann.

Dabei stehen allein in Deutschland neunzig Kommunen, die sich zu „Sicheren Häfen" erklärt haben, für die Aufnahme von Flüchtlingen über die staatliche Verteilungsquote hinaus bereit. Es gibt zahlreiche kirchliche und andere Gruppen, die seit Jahren professionell oder ehrenamtlich Flüchtlinge betreuen und zu ihrer Integration beitragen. Es existiert ein starkes Netz von Menschen, die „das" schaffen können und wollen. Es ist die Politik, die bei diesem Thema immer wieder versagt, nicht die Zivilgesellschaft.

Es bleibt abzuwarten, was dieser Beschluss innerkirchlich auslöst. In ersten Kommentaren wurde schon darüber gemutmaßt, ob die Rettungsaktion nicht im Schiffbruch für die Kirche und den EKD-Ratsvorsitzenden enden wird. Denn sie befeuert den Streit darum, ob die evangelische Kirche nicht zu politisch agiert und sich, auch angesichts sinkender Mitgliederzahlen, zu wenig um die Verkündigung des Evangeliums kümmert. Die Befürworter des Schiffes brauchen diese Diskussion nicht zu scheuen, sie haben viele Argumente auf ihrer Seite. Auf die der Gegner darf man gespannt sein.

Gut angekommen

Dreißig Jahre Mauerfall (II): Deutschland – das geteilte Land?

CLAUDIA RUSCH

Claudia Rusch wuchs auf der Insel Rügen und in Grünheide östlich von Berlin auf. Nach dreißig Jahren wird die Teilung in Ost und West überschätzt, schreibt die Schriftstellerin. Denn: „Wir sind längst wieder ein Land geworden. Breitgefächert, bunt, vielfältig."

Foto: dpa/Johannes Vester

Vor zehn Jahren habe ich ein Buch veröffentlicht, das – so könnte man sagen – meine persönliche Bestandsaufnahme nach zwanzig Jahren Mauerfall zusammenfasst. Es ging um Unrecht in der DDR, Spätfolgen, Verluste, Befreiungen, Erinnerungen, Begegnungen. Um Wendesieger, Wendeverlierer und um die Frage, wie gut Ost und West zusammengewachsen sind. Trotz vieler ernster Töne war es insgesamt ein hoffnungsvolles, positives Buch. Natürlich. Ich bin Geschichtenerzählerin, keine tagespolitische Problemanalystin.

Meiner Meinung nach lagen der Hauptgrund für das Andauern von Ost-West-Ressentiments in einer Vielzahl nie wirklichkeitsüberprüfter Vorurteile und dem wohlfeilen Wunsch nach Schuldigen (wofür auch immer). Und zwar auf beiden Seiten.

Davon bin ich, ehrlich gesagt, immer noch überzeugt. So wie ich auch immer noch davon überzeugt bin, dass uns diesseits und jenseits der Elbe deutlich mehr verbindet als uns trennt. Denn abgesehen von fröhlich wiederaufbrechenden regionalen Vorbehalten, deren Bärte so lang sind wie der von Barbarossa (immerhin sind wir eine Föderation sehr alter, historisch ganz unterschiedlich geprägter Kleinstaaten – das hat mit vierzig Jahren DDR rein gar nichts zu tun), abgesehen von der Zwietracht säenden Scheuklappenmentalität, mit der sich Lokalpatrioten im ganzen Land ihre Welt vereinfachen, abgesehen von der banalen Wahrheit, dass der Mensch ein Gewohnheitstier ist, das neue Situationen und Fremdes nicht schätzt: Wie groß sind denn die Unterschiede zwischen uns wirklich? Ich würde hier eigentlich gern ein paar Ost-West-Klischees auseinandernehmen, deren leichtfertige Verwendung nach dreißig Jahren grob fahrlässig ist – und bei dieser Gelegenheit auch gleich auf die stets übersehenen Nord-Süd-Unterschiede verweisen. Ich könnte erklären, dass die viel bemühten Stereotypen vom Besserwessi und Jammerossi durchaus nicht aus der Luft gegriffen sind – und die Ursache beider, gleichermaßen unangenehmen Erscheinungen nicht in unterschiedlichen Charakteren (ganz im Gegenteil!), sondern lediglich in unterschiedlichen Sozialisierungen liegen. Wir sind schließlich in verschiedenen Ländern aufgewachsen. Das sollte langsam auch der letzte Ignorant verstanden haben.

Um das zu illustrieren, steht mir gleich ein ganzer Strauß charmanter Anekdoten aus den vergangenen dreißig Jahren zur Verfügung, die ich hier einbringen könnte. Sie würden beweisen, wie einfach die Begegnung zwischen Ost und West sein kann, wenn man offen aufeinander zugeht und sich zuhört. Wie überflüssig Voreingenommenheit im Leben ist und wie wenig bereichernd Konformität. Am Ende könnte ich eine schmissige Analyse abliefern und die ewigen Nörgler der Schwarzmalerei überführen... Wiedervereinigung? Läuft. Langsam und zwischendurch auch mal querfeldein – aber läuft. Nur die Ruhe, das wird schon.

Nord-Süd-Unterschiede

Ich hätte mit großer Freude einen solchen Text geschrieben.Vor allem, weil ich hinter all dem voller Überzeugung stehe.

Aber leider hat das Ost-West-Thema seit den Pegida-Aufmärschen einen Teil seiner Harmlosigkeit eingebüßt. Für *Aufbau Ost* kramte ich 2009 meine DDR-Fliegenklatsche aus dem VEB Sprengstoffwerk Gnaschwitz hervor, gedachte der in warmen Mocca Fix getauchten Teewurststullen meiner Oma und beschäftigte mich mit lustigen Ostwörtern wie Komplexannahmestelle oder Popgymnastik. Im Vorfeld des anstehenden Mauerfall-Jubiläums 2019 setze ich mich mit Wutbürgern, Wahlergebnissen und demographischen Erhebungen auseinander. Das ist ein ganz anderer Schnack. Und er ängstigt mich. Wo beidseits der Elbe dankbar dem Sieg der politischen Freiheit gedacht werden sollte, steht plötzlich wieder latent die Drohung einer neuerlichen Diktatur im Raum. Ganz real – man muss den geifernden AfD-Führern nur mal richtig zuhören, und keineswegs allein den Rechtsradikalen unter ihnen. Dieser Umstand gibt mir, vorsichtig formuliert, sehr zu denken.

In einem Kapitel von *Aufbau Ost* erzählte ich vor zehn Jahren, wie schwer es mir nach der Wiedervereinigung gefallen war, mich selbst als Teil meiner Nation zu verorten – zu groß war meine Panik vor dem erneuten Ausbrechen des großdeutschen Wahns. Am Ende dieser Geschichte schrieb ich versöhnlich: „Es

Vor der geöffneten Mauer stehen ein junger Mann und ein Volkspolizist.

ist ein Wesenszug der Deutschen […] immer alles richtig machen zu müssen. Jetzt kommt uns das zugute: Wir sind lupenreine Demokraten. Es gibt nichts zu befürchten, so lange wir dabei bleiben." Die ironische Anspielung hier mal ignorierend – ich sage es nicht gerne, wirklich nicht, aber ich bin inzwischen unsicher, ob ich mich in diesem Punkt nicht getäuscht habe. In jedem Fall fürchte ich, dass da noch einiges auf uns zukommt.

Der Aufschwung der Rechten in Deutschland lässt mich ratlos zurück. Ich verstehe nichts mehr. Das heißt, ich verstehe schon. Natürlich weiß ich sehr genau, wie Populisten auf Beutefang gehen. Diese Mechanismen sind weithin bekannt, und man hat es europaweit aufs Anschaulichste in den vergangenen Jahrzehnten beobachten können. Aber vermutlich will ich es gerade deshalb nicht glauben. Oder wahrhaben. Weil es so banal ist. Wie kann man denn ernsthaft auf derartige Stimmungsmache hereinfallen – und eine Partei wählen, in der es einen völkisch-nationalistischen Flügel gibt? Die vor Hass nur so sprüht und statt politischer Lösungsansätze nur leere Parolen bietet. Das verstehe ich einfach nicht – weder politisch, noch moralisch, noch emotional. Das grauenvolle vergangene Jahrhundert sollte uns doch alle eines Besseren belehrt haben!

Für mich persönlich waren die ersten zwei Jahrzehnte nach dem Mauerfall ein Versprechen. Ich war jung und die große freie Welt, zu der ich seit der Öffnung des Eisernen Vorhangs endlich Zugang bekommen hatte, lag vor mir wie eine Verheißung. Ich glaubte fest, dass nach dem Ende des Kalten Krieges eine ganz neue Zeit angebrochen sei. Die des Humanismus und der Liberalität. Sicher, die Geister der Vergangenheit rasselten weiter gelegentlich mit ihren Ketten – aber es drang nur noch verhalten empor aus den dunklen Kellern. Eine Frage der Zeit, bis sie ganz verschwunden sein würden. Die Auflösung der Grenzen Europas stand dafür in meinen Augen symbolisch. Ich war damals in aller Naivität davon überzeugt, wir hätten Rassismus, Ausgrenzung und nationale Selbstüberhöhung für immer hinter uns gelassen.

Die große freie Welt, zu der ich endlich Zugang bekommen hatte, lag vor mir wie eine Verheißung.

Deshalb erschienen mir die zuvor immer schamhaft ausgesparten deutschen Fahnen, die im Sommer 2006 während der Fußballweltmeisterschaft plötzlich sinnflutartig das Land überschwemmten, zunächst ein Zeichen von erfrischender Normalität. Dabei hätte es einen vielleicht alarmieren können, dass ein Teil dieser Flaggen nach dem Ende des Turniers nicht wieder im Schrank zwischen DFB-Trikots und Fanschminke verschwand… Hüben wie drüben. Und das war kein Zufall.

Erfrischende Normalität

Es geht ja immer etwas unter, weil gern so getan wird, als sei der Wahlerfolg der AfD ein reines Ostproblem, aber tatsächlich ist der wiedererstandene braune Dreck leider ein gesamtdeutsches Phänomen. Der Rechtsruck ist im Osten lediglich besonders deutlich. Weil sich gesellschaftliche Auswüchse wahrscheinlich immer da am extremsten zeigen, wo die größte Unzufriedenheit herrscht und nicht etwa da, wo die Themen lichterloh brennen.

Vielleicht liegt ja genau hier der Hund begraben. Analysen zeigen, dass es sich bei den west- wie ostdeutschen Wählern der AfD keineswegs nur um ökonomisch Benachteiligte handelt. Das ist ein Klischee. Im Gegenteil, Mittelstand, Oberschicht – alle sind dabei. Es „protestieren" auch die an der Wahlurne, denen es, zumindest finanziell, sehr gut geht. Was keinen anderen Schluss zulässt, als dass es sich beim Kreuzchen für die AfD eher um Triebabfuhr handelt. Aber auch das ist keine Neuigkeit.

Wenn wir jedoch nicht über den deutlich geringeren Wohlstand der Ostdeutschen sprechen, worüber reden wir dann? Warum kann die AfD mit ihren Plattitüden im Osten fast doppelt so viele Wähler mobilisieren? Ganz ehrlich: Ich weiß es

Foto: dpa/Jens Büttner

Alljährliches Bürgerfest zum Tag der Deutschen Einheit: Historische Fotos vom Tag der Maueröffnung werden auf das Brandenburger Tor projiziert, 2018.

nicht. Ich verstehe diese Unzufriedenheit nicht. Ich habe mich über die Jahre oft beschäftigt mit Gleichheit und Ungleichheit, Gewinnen und Verlieren, mit mangelnder Wertschätzung und Interesse, ostdeutscher Vergangenheitsbewältigung, nicht stattgefundener Naziaufarbeitung, Wünschen, Enttäuschungen und auch dem fehlenden ostdeutschen Diskurs im Hauptnarrativ unserer Gesellschaft – das mit Kleinigkeiten beginnt wie dem Umstand, dass im MDR-Tatort nicht mal das Fußpersonal sächseln darf – obwohl gleich zwei Hauptdarsteller selbst aus Dresden stammen…

Das sind alles Gegebenheiten, über die man sprechen kann und sollte. Aber nichts davon ist ein Grund, wütend die AfD zu wählen oder antisemitischen Ausfällen nachzugeben. Natürlich sehe ich das unleugbare, ökonomische Ungleichgewicht zwischen Ost und West, das übrigens nicht so sehr an der Höhe der Löhne hängt, sondern vor allem in nicht vorhandenem Privatvermögen liegt, dem eklatanten Ost-West-Gefälle in Sachen Eigentum und Erbschaften. Natürlich entgeht mir nicht, dass sich die blühenden Landschaften keineswegs auf die strukturarmen ländlichen Regionen erstrecken, in denen es keinerlei Zukunft und oft nicht einmal mehr eine Dorfkneipe oder einen Bäcker gibt. Natürlich weiß ich, dass Treuhand und Rückgabe-vor-Entschädigung auch die letzten funktionierenden Reste auf DDR-Gebiet endgültig verbrannt haben und die neuen Länder an diesen Folgen bis heute tragen.

Die meisten von uns sind in der Freiheit glücklich angekommen.

Geschenkte Demokratie

Aber ich weiß auch, dass die ehemaligen DDR-Bürger keine Opfer der Wiedervereinigung sind. Die Demokratie mag nicht immer leicht sein, aber sie ist ein Geschenk. Wir haben heute die Freiheit, selbst über unser Leben zu entscheiden. Wir haben unabhängige Medien, ein verlässliches Rechtssystem, endlose Bildungschancen, Reisemöglichkeiten, Zugang zu Konsum und Internet. Wir haben ein nicht immer sehr komfortables, aber absturzsicheres Sozial- und ein funktionierendes Gesundheitssystem. Niemand indoktriniert uns. Wir werden nicht bedrängt, unsere Mitmenschen zu überwachen. Und wir können in der Öffentlichkeit lautstark unserem politischen Unmut Luft machen, ohne festgenommen zu werden. Das alles allein ist schon viel mehr, als wir vorher hatten. Mit dieser Einschätzung bin ich als Ostdeutsche offenbar nicht allein. Denn nicht der Osten wählt die AfD. So wie nicht der Osten Anglerhütchen in Nationalfarben trägt und die Presse anpöbelt. Es ist eine Minderheit. Die meisten von uns sind in der Freiheit glücklich angekommen. Das Aufrunden von irgendwas unter dreißig Prozent auf glatte hundert entbehrt jeder mathematischen Grundlage. Die große Mehrheit der Ostdeutschen ist, genau wie im Westen, gegen Rassismus, Gleichschaltung und rechtspopulistisches Gebaren.

Wie gesagt: So groß sind die Unterschiede zwischen uns nicht. Nach dreißig Jahren sollte auch endlich Zeit sein, den gesellschaftlichen Fokus auf die Dinge zu legen, die uns einen, als auf das, was uns gegeneinander abgrenzt. Wir haben wirklich ernstere Probleme. Wenn man mich fragt, wird die Teilung überschätzt. Wir sind längst wieder ein Land geworden. Breitgefächert, bunt, vielfältig. Und ganz ehrlich: Ich finde das wunderbar. Lasst uns gemeinsam dafür sorgen, dass das nicht in Gefahr gerät.

Das aufgewühlte Land

Der Strukturwandel in der Lausitz fordert viel von Menschen und Kirche

STEPHAN KOSCH

Der Ausstieg aus der Braunkohle ist beschlossen. Regionen wie die Lausitz im Osten Deutschlands müssen ihre wirtschaftliche Struktur komplett verändern. Das stellt die Bevölkerung erneut vor große Herausforderungen und verschärft gesellschaftliche Konflikte, die zum Teil schon seit Jahrzehnten schwelen. Welche Rolle kann die Kirche in so einer Situation spielen?

Das Feuer brennt in Eisentonnen unweit des riesigen Lochs in der Erde. Bergleute aus der Lausitz halten eine Mahnwache, weil ihr Braunkohletagebau stillsteht. „Wir leben von der Kohle, nicht von grünen Märchen“ steht auf ihrem Transparent. Und sie kündigen an: „Das Feuer wird so lange lodern, bis der Tagebau wieder in den Betrieb geht.“ Gleichzeitig feiern die Deutsche Umwelthilfe und Grüne Liga ihren Erfolg: Sie hatten vor Gericht geklagt, weil sie die Moore und Feuchtgebiete in der Nähe des Tagebaus Jänschwalde bedroht sehen, eine entsprechende Verträglichkeitsprüfung lag nicht rechtzeitig vor und so hat das Gericht Ende August den Stillstand angeordnet. Bis in den November hinein dürften nun die Bagger ruhen.

Für die Umweltschützer ein Erfolg, für die Bergleute ein Grund zum Protest. Und für viele Lausitzer ein weiteres Motiv, den Wahlschein zum „Denkzettel“ zu machen. Jeder Dritte von ihnen wählte bei den jüngsten Landtagswahlen die AfD, in manchen Wahlkreisen sogar deutlich mehr.

Das alles sind Vorboten der Konflikte, die sich womöglich noch verschärfen werden, wenn der beschlossene Ausstieg aus der Braunkohle nach und nach umgesetzt wird. Auf der einen Seite die achttausend Beschäftigten des Braunkohlekonzerns LEAG und etwa noch einmal so viele Zulieferer, die ihren Job so gut wie möglich machen, gut dafür bezahlt werden und in der Tradition der Bergbauregion Lausitz stehen, die seit langer Zeit für Wärme und Energie sorgt. Und für massive Umweltbelastungen, nicht nur mit Blick auf den Klimaschutz. Darauf weisen die auf der anderen Seite hin, die Wissenschaftler, die Umwelt- und Klimaschützer, diejenigen, die das fossile Zeitalter hinter sich lassen wollen und nach einer umweltverträglichen Wirtschaft suchen, manche sogar nach einer Ökonomie, die sich vom Wachstumszwang verabschiedet.

Ihr Kampf gegen die zunehmende Erderwärmung hat dem Baggern nach Braunkohle und ihrer Verstromung ein Ende gesetzt hat. In spätestens 19 Jahren ist der Bergbau in der Lausitz Geschichte, dann müssen neue Wirtschaftsstrukturen geschaffen sein, die für ausreichend Wohlstand sorgen und für eine lebenswerte und intakte Umwelt und zudem noch den Pfad in eine klimaneutrale Zukunft weisen. Eine Riesenaufgabe nicht nur für die Politik, sondern für alle gesellschaftlichen Gruppen.

Gebrochenes Versprechen

Denn die Region steht nicht zum ersten Mal vor tiefgreifenden wirtschaftlichen Veränderungen, weiß auch Ute Liebsch, Bezirksleiterin der Bergbau- und Energiegewerkschaft IGBCE in Cottbus. „Strukturwandel ist hier ein Dauerthema. Wir haben Strukturbrüche vom Feinsten gehabt, das betrifft ja nicht nur die Kohle. Das haben die Leute nicht vergessen.“ Auch das nicht gehaltene Versprechen von blühenden Landschaften, das der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl nach

Fotos: dpa/Patrick Pleul

Proschim in der Lausitz, nahe am Tagebau Welzow-Süd. Noch ist unklar, ob auch dieses Dorf dem Braunkohletagebau geopfert wird.

der Wende den Menschen in den neuen Ländern gab, sei noch in Erinnerung und habe für ein stetes Misstrauen gegenüber der Politik gesorgt. „Was hier blüht, ist der Raps und der Mais, die Lausitz hat keine Konzernzentralen bekommen." Noch immer sei der Arbeitsmarkt in der Lausitz von Monokultur der Braunkohle geprägt. „Diese Region lebt von der Braunkohle, sie ist ein wichtiger Faktor, den man nicht so ohne weiteres ersetzen kann."

„Wir verdanken der Kirche viel", sagt die Gewerkschaftsfrau.

Deshalb sieht sie die Hauptaufgabe der Gewerkschaft nach wie vor darin, so viele Arbeitsplätze wie möglich zu erhalten. Das Jahr 2038, das im Kohlekompromiss als Enddatum für den Ausstieg aus der Kohle festgelegt wurde, müsse gelten. „Es kann nicht sein, dass jetzt jeden Tag neue Daten für den Ausstieg genannt werden. Wir haben noch 19 Jahre, die müssen wir nutzen." Wofür? Für die Entwicklung neuer Geschäftsfelder, etwa die Speicherung von Energie, die in Zukunft immer wichtiger werde. Für die Qualifikation und Umschulung der Mitarbeiter in der Braunkohleförderung. Für die Ansiedlung neuer Investoren, auch aus dem Ausland. Für die Ansiedlung von Start Ups, die aber zum Beispiel auch auf schnelles Internet angewiesen sein.

Dazu müsse die Politik die Strukturen schaffen: „Die Politik hat bestellt, jetzt muss sie auch bezahlen", sagt Liebsch und fordert Ausgleich- und Anpassungszahlungen für diejenigen, die aus Altersgründen früher aus dem Bergbau ausscheiden oder die in anderen Branchen Arbeit finden, die schlechter bezahlt ist. Es sind viele Milliarden Euro versprochen, nun gehe es um die gesetzlichen Garantien, damit sie auch tatsächlich fließen.

Doch es geht nicht nur ums Geld, das weiß auch die Gewerkschafterin. „Es ist wichtig, bei all den Konflikten, die es jetzt schon gibt und die noch kommen, dass sachlich miteinander geredet wird und sich niemand den Kopf einschlägt." Hier leisteten die Kirchen bereits viel Arbeit in den ländlichen Regionen. „Kirche nimmt eine ausgleichende Rolle ein, wir verdanken ihr viel."

Denn die Lausitz ist nicht nur landschaftlich aufgewühlt von den Baggern im Tagebau. Mindestens genauso tief gehen die Furchen zwischen den Bewohnern, die von der Braunkohle profitieren, und denjenigen, die unter ihr leiden. Und das schon lange vor der Wende und jeder Debatte um Klimaschutz. Diese Konfliktlinie verläuft nicht zwischen grünen Großstädtern und Lausitzer Bergleuten. Sie zieht sich durch jeden Ort, der vom Bergbau betroffen ist.

Zum Beispiel auch durch Welzow, der „Stadt am Tagebau", wie sie sich nennt. Bereits 1850 wurde hier Braunkohle gefunden, seit den Dreißigerjahren wird in großem Stil Kohle gefördert. Ein riesiges Baggerrad steht als Skulptur am Rande des Gewerbegebietes, von hier aus ist es nur ein kleiner Spaziergang zum Aussichtspunkt auf das Tagebaugebiet Welzow-Süd. Er soll erweitert werden, das benachbarte Dorf Proschim würde dann weggebaggert. Doch noch ist nicht klar, ob das wirklich passiert, die Entscheidung fällt im kommenden Jahr.

Zermürbt und gespalten

Knapp 3 500 Einwohner hat Welzow, einige von ihnen sitzen an diesem Vormittag im schmucken Pfarr- und Gemeindehaus und erzählen Ulrich Lilie von ihrem Leben mit der Braunkohle. Der Diakoniepräsident ist im Rahmen der „Unerhört"– Kampagne der Diakonie Deutschland hier hergekommen, um mit den vom Tagebau Betroffenen zu sprechen. Und es wird klar, hier sitzen überwiegend keine Freunde der Braunkohle. Sie gehören nicht zu denen, die ihr Haus aufgeben, weil sie einen guten Preis dafür bekommen, und woanders ein neues bauen.

„Flachwurzler" werden solche Lausitzer hier am Tisch etwas verächtlich genannt von denjenigen, die sich selber als „Tiefwurzler" sehen. Sie fühlen sich ihrer Heimat verbunden, auch der Landwirtschaft, die wie andere Wirtschaftsbereiche stets im Schatten der Kohle stand. Es schmerzt sie, dass zwölf Orte seit den Sechzigerjahren in der Umgebung im Braunkohleloch verschwunden sind. Mittelständische Betriebe seien nicht angesiedelt worden, klagen sie, der Bergbau habe mit seinen hohen Löhnen die Arbeitskräfte absorbiert, in der Landwirtschaft oder der Pflege herrsche Mangel an Personal. „Ich kann das Wort Strukturwandel nicht mehr hören", sagt eine Teilnehmerin. Und ein anderer pflichtet ihr bei: „Den haben wir persönlich doch alle durch."

Foto: dpa/Patrick Pleul

Lausitzer Bergleute diskutieren mit Grünen-Vorsitzende Annalena Baerbock.

Pfarrer Hans-Christoph Schütt kennt die Verwerfungen, die die Braunkohle mit sich brachte. Er ist ein Tiefwurzler, in Welzow als Pfarrerskind aufgewachsen und nun zurückgekehrt. Er kann von dem schwarzen Schnee seiner Kindheit ebenso berichten wie von der guten Infrastruktur des Ortes mit Freibad, Schulen und Kitas, von der jetzt auch seine Kinder profitierten. Und er kennt die stets im Hintergrund stehenden Frage: „Wie hältst Du es mit der Braunkohle?“ Sie wurde ihm nach seinem Amtsantritt in Welzow gestellt, er ist gegen die geplante Erweiterung des angrenzenden Tagebaus. Doch in jedem Gottesdienst betet er in den Fürbitten dafür, dass die Menschen in der Region im Anderen immer auch den Mitmenschen sehen – und nicht nur den Tief- oder Flachwurzler. Ulrich Lilie, der nach dem Gespräch bewegt war von der Zermürbung, die zu Tage trat, sieht in dieser Situation eine wichtige Rolle für die Kirche. „Kirchen können Orte sein, an denen Menschen sich ihre Geschichten erzählen und so aus den Gräben herausfinden“, so der Diakoniepräsident.

„Das ist die große Kompetenz, die unsere Kollegen und Kolleginnen vor Ort in der Seelsorge haben müssen und auch haben“, sagt Theresa Rinecker, Generalsuperintendentin für den Sprengel Görlitz. „Die eigene Position beiseite zu stellen ohne sie abzugeben.“ Denn die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz hat sich bereits 2009 für den Ausstieg aus der Braunkohleverstromung ausgesprochen. Den damit verbundenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformationsprozess soll das 2017 von der Landeskirche gegründete Zentrum für Dialog und Wandel in Cottbus begleiten. Vorbild ist das Christliche Zentrum für Reflexion und Dialog im kubanischen Cárdenas, das nach dem Motto agiert: „Wenn Du nicht Teil der Lösung bist, bist Du ein Teil des Problems.“ Rinecker formuliert die Aufgabe so: „Im Geist der Versöhnung im gesellschaftlichen Diskurs wirken“.

Dabei sei klar, dass man Versöhnung nicht einfach herstellen kann, sagt Rinecker. „Man kann Erde auflockern, versuchen, den Standpunkt des jeweils Anderen zu hören.“ Versöhnung fange dort an, wo Menschen mit sehr unterschiedlichen, auch wirtschaftlichen Interessen sich immer wieder an einen Tisch setzen, miteinander im Gespräch bleiben und nach Kompromissen suchen. „Wir regen an, das Thema Wachstum kritisch zu hinterfragen“, sagt Rinecker. „Was geben wir als gesellschaftliche Verheißung aus? Was ist das Versprechen? Wir brauchen ein Bild für die Zukunft, wenn es die Kohle nicht mehr gibt.“

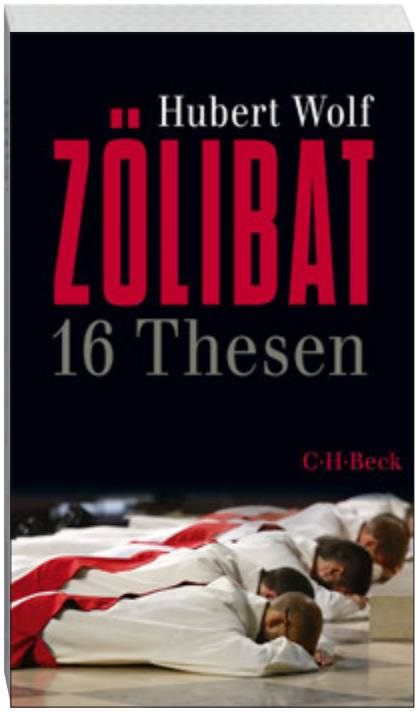
Im Spagat

Aber gleichzeitig weist sie auch darauf hin, dass Wachstumskritik keine Antwort auf die Existenzfragen der Menschen sei, die von der Kohle leben, sondern eine Frage an die Politik. „Was wir vom schöpfungstheologischen Ansatz her an grundständiger kritischer Haltung mitbringen, bringt auch Widerstände hervor. Wir können Klimaschutz nicht ohne die Leute denken, die von der Braunkohle leben!“ Hier gehe es darum, zuzuhören, Mut zu machen zu Wandlungsprozessen, Hoffnung auszustrahlen und die Menschen seelsorgerlich zu begleiten.

Im Spagat zwischen den Stühlen und trotzdem mit klarer Haltung – das ist keine leichte Aufgabe. 18 Monate lang hat Pfarrer Burkhard Behr als Leiter des Zentrums diese Arbeit übernommen und das Gespräch mit allen Beteiligten gesucht. Er wurde in die Kohlekommission eingeladen und hat dort den kirchlichen Standpunkt vorgetragen, hat sich für Kompromisse und die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements eingesetzt. Im Februar präsentierte er gemeinsam mit dem Verein Lausitzer Perspektiven die Idee für einen Fonds für die Zivilgesellschaft, in den zehn Prozent der vom Bund bereitgestellten Mittel für die Region fließen könnten. Mit dem Geld soll das Engagement von Bürgern und Bürgerinnen vor Ort, zivilgesellschaftlichen Organisationen und gemeinwohlorientierten Unternehmen gefördert werden, Bürgerbüros in den Orten der Lausitz entstehen, die zum Beispiel bei der Beantragung von Fördergeldern helfen.

Im März hat Behr aus persönlichen Gründen das Amt niedergelegt. Ein Nachfolger oder eine Nachfolgerin soll in diesen Wochen gefunden werden und möglichst im Dezember mit der Arbeit beginnen. Rinecker hofft, den oder die Leiterin im Lausitz-Gottesdienst am 15. Dezember in Cottbus vorstellen zu können.

504 S., 48 Abb., 4 Ktn. Geb. € 32,–
ISBN 978-3-406-73946-0
Wer wissen will, wie es zu dem überlieferungsgeschichtlichen Wunder der Bibel kommen konnte, sollte diese Biographie des berühmtesten Buches der Welt lesen.



190 S. Klappenbr. € 14,95
ISBN 978-3-406-74185-2
«Mit seinem neuen Buch liefert der Kirchenhistoriker Hubert Wolf der Debatte neuen Zündstoff.»
Süddeutsche Zeitung

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

Schattenseiten eines Rabbiners

Der Kampf gegen sexualisierte Gewalt in frommen jüdischen Kreisen Israels ist mühsam

IGAL AVIDAN

In einem schlichten Bürogebäude eines Industriegebiets in Jerusalem kämpft eine kleine Institution gegen den sexuellen Missbrauch. Das Besondere: Das Takana Forum beschränkt sich auf Beschwerden gegen nationalreligiöse Rabbiner und Religionslehrer. Über ein auch in Israel oft verschwiegenes Thema berichtet der Journalist Igal Avidan.

Schlomo Aviner, einer der einflussreichsten national-religiösen Rabbiner in Israel, leitet eine renommierte Talmudschule in Jerusalem. In Fragen der Moral gilt der 76-Jährige als besonders streng. So ruft er seit Jahren dazu auf, in der religiösen Jugendbewegung Aktivitäten von Jungs und Mädchen zu trennen und verbietet Frauen, Vorträge vor Männern zu halten. Frauen sollten zudem ihre Ellenbogen stets verdecken und keine bunten Kleider tragen.

Die Nachricht, dass ausgerechnet Rabbi Aviner jahrelang zwei Frauen sexuell belästigt haben soll, sorgte 2002 für Furore. „Die beiden Freundinnen erfuhren erst Jahre später zufällig, dass sie beide Opfer des gleichen Rabbiners gewesen waren", berichtete die Zeitung *Maariv*. „Sie wandten sich an alle wichtigen Rabbiner mit der Bitte um Hilfe. Weil diese aber schwiegen, wandten sie sich an die Presse."

Die Jerusalemer Frauenaktivistin Yehudit Sheilat war enttäuscht von der Reaktion der Rabbiner, dass die Ermittlungen gegen Aviner als unbegründet eingestellt wurden und der Autor des Berichts angefeindet wurde. Die gläubige Familienberaterin verstand, dass fromme Juden ihren Rabbinern blind vertrauten – und nicht den beiden Frauen. Weil sie keine Institution fand, die solchen Opfern helfen könnte, gründete sie 2003 das „Takana Forum" mit.

Das hebräische Wort „Takana" bedeutet „reparieren" oder „heilen". Zu den Mitbegründern gehörte Avi Gieser, Rabbiner der Siedlung Ofra und Vorsitzender des Rates für national-religiöse Bildung.

„Ich habe schon viel früher sexuelle Übergriffe aufgedeckt und den Opfern Beistand geleistet", sagt er. „Jeder weiß, dass solche Taten zwischen Religionslehrern und ihren Schützlingen oder Untergebenen existieren."

Das Takana Forum beschränkt sich aus Personalmangel auf Beschwerden gegen nationalreligiöse Rabbiner und Religionslehrer. Es verweist Minderjährige an die Polizei, die allein bei solchen Fällen ermitteln darf. Auch ultraorthodoxe Juden werden abgewiesen, wahrscheinlich, weil sie die Autorität national-religiöser Rabbiner nicht anerkennen. Der Verein verspricht Diskretion. Denn in der religiösen jüdischen Gesellschaft ist Sexualität, und besonders Homosexualität, ein Tabuthema, und das Verhalten des Einzelnen wird auf die Familie übertragen. So könnte ein Opfer, dessen Namen öffentlich wird, auch gesellschaftlich bestraft werden. Er könnte aus der Synagoge verwiesen werden, seine Geschwis-ter von der religiösen Schule fliegen oder die arrangierte Ehe platzen.

In einem schlichten Bürogebäude eines Industriegebiets in Jerusalem weist kein Schild auf das Takana-Büro hin. Die meisten Opfer, die hierher kommen, sind Frauen. Daher war es von Beginn an klar, dass eine Frau das Forum leiten würde.

Sheilat wollte anerkannte Rabbiner gewinnen, deren Urteile respektiert würden, „aber auch prominente Frauen", wie sie betont. Sheilat ist die einzige Angestellte im Verein und führt 37 ehrenamtliche Helfer,

Foto: Uri Lenz

einflussreiche Männer und Frauen, die in Fachausschüssen aufgeteilt werden. Sie sollen alle sechs Wochen entscheiden, welche Beschwerden zu behandeln sind.

Vier Mitglieder betreuen je einen Fall, zwei Frauen und zwei Männer: ein Religionsgelehrter, ein Jurist oder eine Juristin, ein Psychologe oder Sozialarbeiter und eine Person des öffentlichen Lebens oder aus dem Bildungsbereich. Das Quartett versucht, die Fakten herauszufinden, und führt ein Klärungsgespräch mit dem Beschuldigten. Wenn es die Beschwerde als berechtigt einstuft, empfiehlt es dem Täter (ganz selten ist dies eine Täterin), seine Machtposition für ein Jahr zu verlassen, sich einer Therapie zu unterziehen und das Opfer zu entschädigen. Werden diese Bedingungen erfüllt, bleibt der Fall diskret.

Will Takana die Arbeit der Polizei und des Staatsanwalts ersetzen oder durch die Diskretion unangenehme Medienberichte verhindern? „Wir wollen weder die Ermittlungsbehörden noch die Justiz ersetzen – noch die schmutzigen Wäsche verstecken“, versichert Sheilat. „Wir empfehlen allen Opfern, zur Polizei zu gehen, aber die meisten bevorzugen die Takana. Nur 15 Prozent der Opfer sexueller Übergriffe wenden sich an die Polizei, bei nur fünf Prozent der Fälle führen die Ermittlungen zu einem Prozess, und nur in zwei Prozent der Fälle werden die Täter verurteilt“, zitiert Sheilat die Zahlen des Hilfsvereins für Opfer sexueller Gewalt.

Zweite Hölle

Vor allem Frauen befürchten, dass die Gemeinschaft oder gar ihre eigene Familie sie verstoßen würde, wenn der Fall bekannt wird, so Sheilat. „Eine solche ‚zweite Hölle‘ wollen sie unbedingt vermeiden.“ Manchen Frauen fällt es schwer, den Täter anzuzeigen, weil sie Mitleid mit seiner Frau und Kinder haben. „Sie wollen nur, dass er keine weiteren Frauen missbraucht.“ Dafür setzt sich der Verein ein.

Durch den Fall des Rabbiners Moti Elon wurde Takana bekannt. Der 59-Jährige stammt aus einer einflussreichen Familie. Sein Vater und Bruder waren Richter am Obersten Gericht, ein anderer Bruder war Minister. Für Rabbiner Giser galt er als „ein Meteor“. „Ich freute mich über seine Nominierung als Leiter der angesehenen Talmudschule an der Klagemauer in Jerusalem 2002.“ Giser konnte nicht wissen, dass dies nur kurz nach den Übergriffen gegen Amitay Dan geschah. Bald sollte er auch die Schattenseiten von Rabbiner Elon entdecken.

Im Juli 2005 berichteten zwei Männer dem Verein Takana, sie seien als Jugendliche von Elon sexuell belästigt worden. Wegen der Prominenz des Rabbiners betreuten fünf Mitarbeiter diesen Fall. Weil diese Fälle Jahre zurück lagen und Elon damals noch kein Rabbiner war, verboten sie ihm, sich ein Jahr lang allein mit einem jungen Mann in einem geschlossenen Raum aufzuhalten. Elon gab den Vorfall zu, sagte, dass er seine „Schwächen“ überwunden habe und akzeptierte im September 2005 die Einschränkungen schriftlich.

Ein ehemaliger Religionsschüler beschuldigte Rabbi Elon des jahrelangen sexuellen Missbrauchs.

Im Juni 2006 erreichte Takana jedoch eine neue Beschwerde gegen Elon. Ein ehemaliger Religionsschüler beschuldigte ihn des jahrelangen sexuellen Missbrauchs. Diese Vorfälle fanden in der Zeit statt, in der Elon seine „Schwächen“ überwunden haben wollte – und sogar nach seiner schriftlichen Verpflichtung. Der Rabbi bestätigte dem Gremium die sexuellen Handlungen erneut, betonte jedoch, der junge Mann habe ihn verführt.

Das Forum lehnte Elons Sichtweise strikt ab und zwang ihn, für acht Jahre alle öffentlichen Auftritte und Bildungsaktivitäten aufzugeben. Der Rabbiner musste die Leitung der Religionsschule abgeben, durfte sich nicht allein mit jungen Menschen treffen oder direkt unterrichten. Stattdessen sollte er die Thora allein studieren, schreiben oder Predigten übers Internet halten.

Sollte er diese Bedingungen erfüllen, würde Takana seinen Fall in acht Jahren erneut überprüfen. Rabbi Elon verließ daraufhin Jerusalem und zog in ein Dorf

Der geständige Täter Moti Elon im Kreis seiner Anhänger.

Foto: Igal Avidan

Amitay Dan: „Ich spürte, dass das nicht richtig war, aber er machte gewaltsam weiter."

am See Genezareth. Aber bald begann er, dort zu unterrichten, und viele junge Männer scharten sich um den charismatischen Rabbi. Beim Forum Takana erfuhr man davon, warnte ihn immer wieder, führte mit ihm ein Aufklärungsgespräch – schenkte jedoch seinen Erklärungen keinen Glauben.

Schließlich beschloss ein sechsköpfiger Ausschuss im Februar 2010 einstimmig, den Fall öffentlich zu machen. „Wir sind keine Moralpolizei", sagt Rabbiner Avi Giser, „aber wir müssen Menschen schützen, die den Rabbinern folgen." Es folgten Ermittlungen gegen Elon. Die von Takana behandelten Fälle waren zwar verjährt, aber eine neue Beschwerde führte zum Prozess. 2013 wurde der Rabbi schuldig gesprochen und zu einer Haftstrafe auf Bewährung und einer Entschädigung des Opfers verurteilt. Aber solange Elon das Vertrauen des bedeutendsten national-religiösen Rabbiners Chaim Druckman genoss, konnte er weiterhin in der Religionsschule unterrichten – wenn auch nicht mehr lange. Im Dezember 2018 berichtete Amitay Dan dem Forum Takana, dass er 2002 an der begehrten gymnasialen Religionsschule Chorev in Jerusalem studierte. Als 17-Jähriger litt er damals sehr unter familiären Problemen und suchte Rat beim Schulleiter Moti Elon, wie er in einem schriftlichen Interview bestätigte.

„Wir müssen Menschen schützen, die den Rabbinern folgen."

Charismatischer Schulleiter

„Er sorgte dafür, dass wir allein in seinem Arbeitsraum blieben, setzte mich vor ihn, umarmte mich und stellte intime Fragen. Dann legte er seine Hände auf meine Knie, begann mich zu streicheln und sagte, ich solle näherkommen. Ich fragte ihn, ‚Rabbi, ist das in Ordnung, was Du tust'? Ich spürte, dass das nicht richtig war, aber er machte gewaltsam weiter. Er war immerhin der Schulleiter. Schließlich gelang es mir, eine Vergewaltigung zu verhindern." Ein Verwandter, dem er vom Vorfall erzählte, fand nichts dabei, so dass Dan schwieg: „Es ist nicht leicht, als Mann zu erzählen, dass man sexuell belästigt wurde." Zudem hatte der Junge kaum eine Chance gegen den charismatischen Schulleiter. Sheilat empfahl Dan, Elon anzuzeigen, was er auch tat. Seitdem kämpft Dan öffentlich dafür, dass das Oberrabbinat Elon den Titel „Rabbiner" aberkennt. 2013 entzog diese staatliche Institution Rabbiner Yehuda Rosilio den Titel „Rabbi", weil er Thorarollen aus der Synagoge geklaut hatte. Anders der Sexualtäter Elon.

Dem Rabbinat reichte Elons Zusage aus, er werde bis August 2022 keine Stelle eines Stadtrabbiners anstreben. Hochzeiten darf er weiterhin durchführen. Erst auf Druck hochrangiger Rabbiner und Druckmanns öffentlicher Distanzierung räumte Elon sein Fehlverhalten ein, schloss seine Religionsschule und begann eine psychologische Behandlung.

Dans Protest setzen mittlerweile zwei Frauen fort. Dank einer erfolgreichen Crowdfunding können sie eine Klage gegen das Oberrabbinat vorbereiten. Damit der verurteilte Sexualtäter Elon nicht mehr Rabbiner sein kann.

Der Rückfall

Hans-Jürgen Abromeits Nahost-Vortrag ist eine theologisch-politische Verirrung

SEBASTIAN ENGELBRECHT

Der Rechtsruck in der Gesellschaft ist unübersehbar in der Kirche angekommen. Dies bezeuge der umstrittene Nahost-Vortrag des bisherigen Greifswalder Bischofs Hans-Jürgen Abromeit, meint Sebastian Engelbrecht. Der Theologe und Journalist war fünf Jahre für die ARD in Tel Aviv und ist seit 2019 Korrespondent im Landesstudio Berlin und im Hauptstadtstudio des Deutschlandfunks.

Der Vortrag „Zwei Völker – ein Land. Eine biblische Vision für Frieden zwischen Israel und Palästina", den der kürzlich aus dem Amt verabschiedete Bischof Hans-Jürgen Abromeit am 1. August bei der Jahreskonferenz der Deutschen Evangelischen Allianz im thüringischen Bad Blankenburg vortrug, ist eine theologisch-politische Verirrung. Es scheint, als wolle einer das Rad der Theologiegeschichte mindestens um vierzig, wenn nicht um 75 Jahre zurückdrehen. Alle Fortschritte, die drei Generationen von Theologinnen und Theologen in Deutschland und Europa seither im Verhältnis zwischen Kirche und Israel erzielt haben, werden mit diesem Text ignoriert und bewusst negiert. Das ist erstaunlich, denn die Theologie des jüdisch-christlichen Dialogs ist seit den Sechzigerjahren ins allgemeine kirchliche Bewusstsein eingegangen, in die Präambeln von Grundordnungen und Kirchenverfassungen.

Um das Ausmaß der Verirrung zu erkennen, reicht es allerdings nicht aus, die gewohnt plakative Rezeption des Vortrags durch die *Bild*-Zeitung am 5. August zu beobachten: „Skandal um Anti-Israel-Rede von deutschem Bischof". Das Blatt stieß sich vor allem an Abromeits Formulierung, „aus dem Schuldbewusstsein der Deutschen" folge eine „Überidentifikation mit dem Staat Israel" *(siehe den Link auf den Vortrag Seite 23 und vergleiche Kommentar zz 9/2019)*. Es lohnt sich, den Vortrag selbst im Einzelnen unter die Lupe zu nehmen, um den theologischen Sündenfall zu erkennen, der dieser Spitzenformulierung vorausgeht und logisch auf sie zuläuft. Dazu zehn Beobachtungen:

1. Warum heute? „Seit Jahrzehnten kommt der Nahe Osten nicht zur Ruhe", beginnt Abromeit. Zu erwarten wären Ausführungen über die Kriege in Syrien, im Jemen und in Libyen, die seit 2010 hunderttausende Tote gekostet haben und für die es bis heute keine Lösung zu geben scheint. Zugleich sorgen sich die Europäer angesichts einer möglichen Konfrontation zwischen Iran und den Vereinigten Staaten im Persischen Golf. In diesem Sommer dominierte Angst vor einem Krieg zwischen diesen beiden Staaten die politische Szenerie im Mittleren Osten. Hans-Jürgen Abromeit aber richtet bei einer Konferenz unter dem Thema „Hoch und Heilig" den Blick auf die Situation in Israel und den palästinensischen Gebieten.

Das ist recht und billig, es bleibt aber die Frage: Warum gerade jetzt? Welche drängende Herausforderung rückt dieses Thema gerade jetzt in den Vordergrund? Das wird erst deutlich, wenn man den ganzen Vortrag gelesen hat. Der Autor hält die Zeit für gekommen, Israel und den Juden endlich einmal zuzurufen, „was gesagt werden muss", im Geiste der Verirrung von Günter Grass im Jahr 2012. Es ist die politische Großwetterlage in Deutschland, die Abromeit zu diesem Schritt ermutigt haben dürfte.

Die Gründung Israels ist angeblich Grund für den Unfrieden in Nahost.

2. Israel als Problem: Abromeit stellt in einem ersten – politisch-historischen – Teil seines Vortrag die „Genese" des Nahost-Konflikts dar, erklärt im zweiten Abschnitt, warum Frieden nicht möglich ist, und fügt im dritten Teil eine „biblische Vision" zur Lösung des scheinbar ewigen Konflikts hinzu.

Im zweiten Gedankengang („Ist Frieden möglich?") führt der Bischof die Gründe auf, „die Frieden in Israel-Palästina fast unmöglich erscheinen lassen", über den Lauf der Geschichte hinaus. Unter den „weiteren Belastungen" nennt Abromeit den „europäischen Nationalismus", „das Erbe kolonialistischer Machtpolitik" und den „Staat Israel als Sekundärfolge der Shoa". Diese Systematik macht stutzig. Die Gründung Israels ist also Grund für den Unfrieden in Nahost. Die mit dieser Systematik gegebene Logik lautet: Israel ist ein Problem. Wäre Israel nicht, wäre Frieden.

Auf Jesu Satz berufen

3. Rückfall in Zeiten vor dem Rheinischen Synodalbeschluss: Schon an diesem Grundriss des Vortrags wird deutlich, dass Abromeit sich nicht auf die Theologie des Epoche machenden Synodalbeschlusses „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden" von 1980 einlassen will. Darin ist von der „Einsicht" die Rede, „daß die fortdauernde Existenz des jüdischen Volkes, seine Heimkehr in das Land der Verheißung und auch die Errichtung des Staates Israel Zeichen der Treue Gottes gegenüber seinem Volk sind". Die Gliedkirchen der EKD haben sich diese Theologie in Grundordnungen, Verfassungen oder Grundsatztexten zu eigen gemacht. In der Verfassung von Abromeits Nordkirche heißt es: „Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland bezeugt die bleibende Treue Gottes zu seinem Volk Israel."

Statt dieser Linie zu folgen, beruft sich Abromeit auf Jesu Satz gegenüber der Samaritanerin in Johannes 4,24: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Abromeit fügt hinzu: „Gott bindet sich nicht an ein bestimmtes Territorium." Das Neue Testament, schreibt

Foto: Jacobia Dahm

Hans-Jürgen Abromeit war von 2001 bis 2012 Bischof der Pommerschen Evangelischen Kirche und von 2012 bis 2019 Bischof des Sprengels Mecklenburg und Pommern der Nordkirche. Sein Vortrag „Zwei Völker – ein Land" über Israel und Palästina vom 1. August 2019 in Bad Blankenburg hat Widerspruch in der Öffentlichkeit hervorgerufen.

er, hebe „die Bindung eines bestimmten Volkes an ein bestimmtes Land" auf. Scharf formuliert Abromeit: „Es kann aus christlicher Sicht auch deswegen keine religiöse Legitimation für einen bestimmten Staat geben, auch nicht für Israel". Mit anderen Worten: Die Wahrheit des Neuen Testaments übertrifft alles im Alten Testament Gesagte. Mit Jesu Geist-Theologie ist nach Abromeit jegliche Bindung an das Land Israel hinfällig.

4. Der Fehler des Zionismus: Damit spricht Abromeit Israel als Christ die Legitimität ab. Die politische Delegitimation wird mitgeliefert. Der Bischof aus Greifswald dekretiert, es sei ein „Geburtsfehler des Zionismus" gewesen, dass er nicht dem Religionsphilosophen Martin Buber gefolgt sei, der die Vision eines binationalen Staates verfolgt habe, eines Staates also für Juden und Araber. Stattdessen hätten sich Theodor Herzl und die Zionisten für einen „jüdischen Nationalstaat" entschieden.

Zu den siegreichen Zionisten zählt Abromeit die „Vordenker der Siedlungsbewegung“, Rav Kook und seinen Sohn Zvi Yehuda Kook, auf die sich die nationalreligiöse Siedlerbewegung zum Teil beruft („Gush Emunim“).

Ohne jede Differenzierung endet der Abriss der Geschichte des Zionismus bei einem Rechtsausleger der israelischen Siedlerbewegung. Abromeit diskreditiert damit den Zionismus insgesamt auf unseriöse Weise.

5. Die Überlegenheit des Neuen Testaments: In seiner „biblischen Vision“, die er zur Lösung des Nahostkonflikts anbietet, diskreditiert Abromeit jene Teile des Alten Testaments, die von einer exklusiven Erwählung Israels sprechen. Als Beispiel für diese partikularistische Theologie nennt er 5. Mose 7, 1–5.22, wo sich „furchtbare Aufforderungen zur Vernichtung aller Mitbewohner“ der Israeliten in ihrem Land fänden. Nachdem er sich vom Partikularismus des Alten Testaments distanziert hat, preist der Mecklenburger Bischof die universalistischen Prophezeiungen von Jesaja, Hesekiel und Micha, die das „gemeinsame Wohnen“ der Völker im Lande vor Augen hätten (ein „Leben in Vielfalt“).

Kanon auf Propheten beschränkt

Abromeits Kanon beschränkt das Alte Testament auf die Propheten, um ungehindert die theologische Überlegenheit des Neuen Testaments herauszustellen. Die Theologie des *Eretz Israel*, die sich wie ein roter Faden durch weite Teile der Hebräischen Bibel zieht, wird kurzerhand als illegitim ausgeschlossen.

6. Vermischung von Politik und Religion: Die Orthodoxe Rabbinerkonferenz Deutschland hat in ihrer Stellungnahme vom 7. August zu Recht darauf hingewiesen, dass Abromeit sich bei der Verhältnisbestimmung von Religion und Politik in seinem Vortrag in Widersprüche verwickelt. Den nationalreligiösen Zionisten spricht er das Recht ab, sich bei der Besiedlung des palästinensischen Westjordanlandes auf die Thora zu berufen. Abromeits Vortrag selbst aber ist ein Dokument der religiösen Deutung politischer Verhältnisse. Er selbst empfiehlt die alttestamentlichen Propheten, das Neue Testament und die Gewaltlosigkeit Jesu als Richtschnur zur Lösung des Konflikts.

7. Israel und Judentum sind eins: Gefährlicher sind andere Unschärfen. Im dritten Kapitel zur „biblischen Vision“ mengt Abromeit ständig die Begriffe „Israel“ und „Judentum“ durcheinander. Es wird nicht mehr deutlich, ob die Sicht der Autoren des Alten Testaments, des historischen Volkes Israel oder des „heutigen Judentums“ gemeint sind. Letzterem empfiehlt er, „auch auf die Stimme der Propheten zu hören, die im Miteinander von Israel und den Völkern im Lande einen verheißungsvollen Weg sehen“.

8. Palästinensisches Leid: Undifferenziert und holzschnittartig stellt Abromeit auch die Situation der Palästinenser dar.

> *„Viel können wir von Deutschland aus nicht tun – nur für gerechten Frieden beten.“*

Deren Mehrheit sei unter israelischer Besatzung geboren und habe „niemals etwas anderes als Unterdrückung erlebt“. Das sei „eine schwere Bürde für die Entwicklung zivilgesellschaftlicher Strukturen und palästinensischer Eigenverantwortung“. Wie ist es dann zu erklären, dass im Westjordanland und im Gaza-Streifen 14 Universitäten existieren, die alle ausnahmslos in Zeiten israelischer Besatzung gegründet wurden? Zudem bestehen im Westjordanland die Ministerien der Palästinensischen Autonomiebehörde – ein staatsähnliches System, das trotz Besatzung weite Teile des öffentlichen Lebens verwaltet. Und auch im Gaza-Streifen ist es nicht der Staat Israel, der die „Entwicklung zivilgesellschaftlicher Strukturen“ verhindert, sondern das totalitäre System der islamistischen Hamas.

9. Beten als Ziel: Und was ist das Ergebnis von Abromeits abenteuerlichem Ritt durch zwei Testamente, die Geschichte Israels, des Judentums und der Palästinenser? Er schreibt am Ende zur Wirkmächtigkeit der „christlichen Überzeugung“ im Prozess der „Überwindung des Konfliktes“: „Natürlich sind wir realistisch, unsere persönliche Überzeugung ist wichtig, aber trägt allein nicht viel aus.“ Und ganz am Ende bekennt Abromeit: „Viel können wir von Deutschland aus nicht tun. Aber wir können für einen gerechten Frieden beten.“ Der Leser fragt sich, wozu der schweißtreibende Gedankengang des Bischofs taugen soll, wenn am Ende das Gebet doch mehr hilft?

10. Die eigentliche Botschaft: Die eigentliche Botschaft ist eine andere. Kurz vor dem Ende seiner langen Amtszeit als Bischof der Pommerschen Evangelischen Kirche in Greifswald (2001–2012) und des Sprengels Mecklenburg und Pommern der Nordkirche (2012–2019) redet Abromeit Tacheles. Er bricht mit der Theologie des jüdisch-christlichen Dialogs. Israel stellt er als historisches Problem hin, den Zionismus als von Geburt an fehlerhaft, das Alte Testament als ein Glaubenszeugnis, das über weite Strecken von einer Ideologie des Hasses geprägt ist. Zwischen den Zeilen lese ich: Wozu also gibt es diese Religion, dieses Volk, dieses Land noch? Unausgesprochen rechtfertigt dieser Text die Judenmission. Der einzig legitime Glaube bleibt am Ende der an den gewaltlosen, armen Jesus. Er steht für Liebe, Anbetung im Geist, Erhabenheit über weltliche Territorialstreitigkeiten. Für ein lebendiges Judentum, geschweige denn für einen Dialog mit diesem Judentum bleibt da kein Platz.

Hoffentlich keine Nachahmer

Fazit: Es bleibt zu befürchten, dass die theologisch-politische Irrfahrt des Bischofs zum Ende seiner Amtszeit gewollt war und dass sich Abromeit vom Geist der Zeit und seiner Hörerschaft dazu ermutigt sah. Es bleibt zu hoffen, dass sein Versuch, einen beispiellosen theologischen Fortschritt im Verhältnis zwischen Kirche und Judentum wieder zunichte zu machen, keine Nachahmer findet. Denn der Bischof kehrt zu einer Theologie zurück, die das historische wie auch das heutige Israel allein vom Neuen Testament her deutet. Für diese Theologie ist auch das lebendige Judentum überflüssig – es hat seinen Platz als Missionsobjekt. Genau diese überwunden geglaubte Theologie gehörte zu den Wegbereitern der Shoah.

Den umstrittenen Vortrag von Hans-Jürgen Abromeit finden Sie im Wortlaut unter www.zeitzeichen.net/node/7752. Dort steht auch die Erklärung der Orthodoxen Rabbinerkonferenz.

Foto: epd/Werner Krüper

Tugend im Zwiespalt

Sparen ist in Verruf geraten, seitdem das hässliche Wort „Minuszinsen“ im Raum steht. Lohnt sich Sparen überhaupt noch, oder ist es von gestern? Sparen verkörpert für viele eine Haltung, deren aktuelle Bedeutung weit über das Thema Geld hinausgeht. Erkundungen zwischen Zinsen, Nachhaltigkeit und Lebensstil.

ULRIKE HERRMANN

Bloß nicht sparen

Aus der Perspektive der Volkswirtschaft schadet Sparen heute nur.
Seite 26

KLAAS HUIZING

Sparen ist schön

Durch Sparen können wir kapitalistischer Zerstörungskraft widerstehen.
Seite 29

CASPAR DOHMEN

Bitte schön nachhaltig

Es lohnt sich, Geld nachhaltig anzulegen. Leider tun das viel zu Wenige.
Seite 32

OKKO HERLYN

Sparen evangelisch

Protestantische Sparsamkeit ist ein dialektisches Gesamtkunstwerk.
Seite 35

INTERVIEW

Intelligenter Mix

Gespräch mit Marlehn Thieme, der Vorsitzenden des deutschen Nachhaltigkeitsrates.
Seite 38

Wirkt harmlos, ist aber gefährlich

Wir müssen Schulden machen, weil Sparen nichts mehr nützt

ULRIKE HERRMANN

Sparen gilt als Tugend. Aber stimmt das? Momentan nicht, denn durch überzogenes Sparen gelangt zu wenig Geld in den Markt, und es droht eine Absatzkrise, weil niemand mehr nach Krediten fragt, deren Zinsen wiederum die Finanzvermögen erhalten. Deshalb ist Schulden machen das Gebot der Stunde, meint Ulrike Herrmann, Wirtschaftskorrespondentin der *taz*.

Schulden haben in Deutschland keinen guten Ruf. Besonders misstrauisch reagieren die Bundesbürger, wenn der Staat Kredite aufnehmen will. Sofort werden kollektiv vererbte Erinnerungen wach, wie 1923 und 1948 jeweils das gesamte Geldvermögen verloren ging, weil der Staat zuvor die Druckerpresse angeworfen hatte. Die Ängste sind so groß, dass viele Deutsche gar nicht wahrnehmen, wie schief diese Vergleiche sind: Damals wurden Weltkriege finanziert und dann verloren – während es heute um bescheidene Konjunkturpakete geht.

Die deutsche Schuldenphobie hat inzwischen sogar Verfassungsrang: Im Grundgesetz findet sich neuerdings eine „Schuldenbremse“, so dass nun eisern die „Schwarze Null“ angestrebt wird. Schulden sind tabu, was umgekehrt bedeutet, dass Sparen als Tugend gilt. Die meisten Deutschen glauben, dass Sparen reich machen würde – doch in Wahrheit macht es arm. Es stranguliert das Wachstum. Sparen wirkt harmlos, ist aber ungemein gefährlich, weil es Nachfrage entzieht. Das Geld gelangt nicht mehr in den Wirtschaftskreislauf, sondern wird auf einem Konto geparkt. Es kommt zu einer Absatzkrise, wenn sich nicht Menschen oder Unternehmen finden, die Kredite aufnehmen und die Ersparnisse kompensieren. Es ist schwer zu glauben, aber Darlehen und Ersparnisse gehören zusammen. Finanzvermögen kann es nur geben, wenn andere Schulden machen. Diesen Zusammenhang hat der deutsche Ökonom Wolfgang Stützel schon 1958 anschaulich beschrieben. Er nannte sein Modell „Saldenmechanik“, was ungemein kompliziert klingt, aber eigentlich nur simple Buchhaltung ist.

Die Unternehmen wissen nicht mehr, wo sie ihre Gewinne noch anlegen sollen.

Die Grundidee: In einer Volkswirtschaft können nicht alle Sektoren gleichzeitig sparen. Die Wirtschaft würde zusammenbrechen, wenn der Staat, die Unternehmen und die privaten Haushalte allesamt bloß Überschüsse anhäuften. Mindestens ein Sektor muss sich verschulden, damit die Nachfrage stabil bleibt. Stützel war übrigens kein „linker“ Ökonom, sondern verstand sich selbst als liberaler Marktwirtschaftler. Aber es ist eben zwingend, dass Kreditnehmer gebraucht werden, sobald gespart wird. Diese volkswirtschaftliche Binsenweisheit ist jedoch nicht leicht umzusetzen, weil ein sozialpsychologisches Problem dazwischenfunkt: Die privaten Haushalte sparen eigentlich immer, sobald sie der absoluten Not entkommen sind. Einzelne Familien nehmen zwar einen Kredit auf, um beispielsweise ein Haus zu bauen – in der Summe überwiegen aber die Sparer. Denn die Menschen wollen fürs Alter vorsorgen, Rücklagen für die Ausbildung ihrer Kinder bilden oder ein Erbe hinterlassen. Wenn jedoch die privaten Haushalte kontinuierlich Überschüsse anhäufen, dann müssen sich entweder die Unternehmen oder der Staat verschulden. Doch längst sparen auch die deutschen Firmen und türmen Milliarden an Finanzvermögen auf. Die Unternehmen sitzen auf riesigen Barreserven und wissen nicht mehr, wo sie ihre Gewinne noch anlegen sollen.

Bloß keine Kredite!

Die reine Logik würde also gebieten, dass sich der deutsche Staat stärker verschuldet, wenn private Haushalte und Unternehmen sparen. Doch stattdessen wurde, wie erwähnt, sogar eine „Schuldenbremse“ ins Grundgesetz geschrieben, damit der Staat bloß keine Kredite aufnimmt. In Deutschland spart also jeder: die Bürger, die Firmen und die öffentliche Hand.

Geld kann man bekanntlich nicht essen, doch im Alltag wird diese schlichte Weisheit permanent vergessen. Jeder einzelne will sparen, um sich für die Zukunft abzusichern, aber eine Gesamtgesellschaft kann nicht vorsorgen, indem sie Geld anhäuft. Geld allein schafft keinen Reichtum, sondern ist nur eine Zahl auf einem Konto.

Fotohinweis:

„Sparen – Geschichte einer deutschen Tugend“ heißt eine vielbeachtete Ausstellung, die im vergangenen Jahr im Deutschen Historischen Museum in Berlin gezeigt wurde (www.dhm.de). Fast alle Abbildungen unseres Schwerpunktes sind dem Bildmaterial der Ausstellung entnommen. Wir danken dem DHM herzlich für die Genehmigung!
Der Katalog zur Ausstellung ist 2018 im Theiss-Verlag, Darmstadt erschienen (272 Seiten, 80 Abbildungen, Preis: 34,95 Euro).

Foto: DHM

Das Sparkassenbuch „Gold" der Berliner Sparkasse, 2009.

Der eigentliche Reichtum entsteht durch Investitionen, die heute getätigt werden, um morgen mehr Güter und Dienstleistungen zu produzieren. In Deutschland wird jedoch viel zu wenig investiert. Vor allem die Kommunen sind finanziell so klamm, dass ihre Neuinvestitionen noch nicht einmal ausreichen, um die Abschreibungen zu kompensieren. Das Anlagevermögen der Gemeinden sinkt also.

Aber auch die privaten Firmen investieren kaum noch, obwohl sie so große Barreserven haben. Dies ist kein böser Zufall. Es ist geradezu zwingend, dass die Investitionen schwächeln, wenn alle Sektoren fleißig Überschüsse anhäufen. Wer spart, konsumiert nicht. Wenn aber der Absatz stagniert, dann gibt es für die Firmen keinen Anreiz mehr, ihre Produktion auch noch auszuweiten. Sparen ist also für die Gesamtwirtschaft ungemein gefährlich, obwohl es jedem Einzelnen sinnvoll erscheint, sein Geld beisammen zu halten. Betriebswirtschaftliche und volkswirtschaftliche Vernunft klaffen auseinander, was aber weder dem Unternehmen noch dem Einzelhaushalt auffällt, weil sie über ihre eigene kleine Welt nicht hinausblicken können. Daher bleibt nur der Staat, um die gesamte Wirtschaft zu steuern. Er muss die Investitionen ankurbeln und die Sparwut möglichst bremsen, wenn die Wirtschaft wachsen soll.

Der Staat darf also nicht darauf warten, dass die Firmen investieren – sondern muss selbst Kredite aufnehmen und aktiv werden. Viele Zukunftsprojekte sind sowieso am besten gesamtgesellschaftlich zu stemmen. So ist die Energiewende nur möglich, wenn neue Stromtrassen gebaut werden, denn dezentrale Windräder oder Solarpaneele benötigen andere Netze als die Kohlekraftwerke, die abgeschaltet werden sollen. Bedarf herrscht ebenfalls bei der Bildung und der Infrastruktur. Noch immer fehlen Kindergärten und schnelle Internetverbindungen; das Schienennetz und die Straßen sind vielerorts marode.

Bisher fehlt jedoch die Einsicht, dass Schulden hilfreich wären und Ersparnisse gefährlich sind. Ganz im Gegenteil: Der Staat zwingt seine Bürger auch noch zu sparen, indem er die private Altersvorsorge forciert. Es werden Milliarden an Subventionen verschwendet, um die Riester-Rente zu fördern. Auch dieses Geld sammelt sich nutzlos auf Konten. Genial hingegen ist die gesetzliche Rente, die so gern verteufelt wird. Denn sie setzt auf das sogenannte Umlageverfahren: Die heutigen Arbeitnehmer zahlen für die heutigen Rentner. Fertig. Da wird nichts angespart und dem Wirtschaftskreislauf entzogen. Um die Dimensionen zu verdeutlichen: Würde die gesetzliche Rente komplett auf eine private Vorsorge umgestellt, müssten etwa 7 000 Milliarden Euro angespart werden. Die Finanzmärkte würden ungeheuer aufgebläht, während gleichzeitig die Realwirtschaft kollabierte, weil ihr Nachfrage entzogen würde. Die gesetzliche Rente ist kein sozialer Reparaturbetrieb des Kapitalismus, sondern ermöglicht ihn erst.

Inzwischen ahnen auch viele Sparer, dass die Welt des Geldes in schwere Schieflage geraten ist, denn es gibt keine Zinsen mehr. Die Empörung ist groß, dass die Renditen weitaus niedriger sind als die Inflation, so dass das Vermögen schleichend schmilzt. Längst kursiert der böse Spruch, die Sparer würden „enteignet". Doch diese Anspruchsmentalität beruht auf einem Irrtum: Es gibt kein Menschenrecht auf Zinsen. Realzinsen können nur gezahlt werden, wenn die Wirtschaft wächst. In der Eurozone kriselt es aber, und auch Deutschland ist auf dem Weg in eine Rezession. Jeder Sparer müsste also ein fundamentales Interesse daran haben, dass

Die Anspruchsmentalität beruht auf einem Irrtum: Zinsen sind kein Menschenrecht.

Ev.-Luth. St. Markus-Kirchengemeinde Minden

Für die zwei direkt aneinander grenzenden Mindener Stadtteile Leteln und Aminghausen mit ca. 1600 Gemeindegliedern suchen wir

eine Pfarrerin / einen Pfarrer

mit einem Dienstumfang von 100%, (davon 75% Gemeindearbeit und 25% pastoraler Dienst in der Diakonie Stiftung Salem), unbefristet.

Unser Gemeindekonzept:
„St. Markus – für Menschen ein zu Hause“
Unser Leitvers:
„Es sind verschiedene Gaben, aber es ist ein Geist.“(*Kor. 12,4)*

Unser Gemeindeleben beinhaltet

- Gottesdienste in ganz unterschiedlichen Formen,
- Frauenarbeit: Montagsrunde – Nachmittagskreis – Teeabend – Seniorengymnastik,
- Männerarbeit: Männergespräch (einmal im Monat),
- Hauskreise,
- Kirchenmusik: Bläserkreis – Chor,
- Jugendarbeit: Jugendkreis – Markus Mäuse,
- Katechumenen- und Konfirmandenarbeit (1 mal monatlich Samstags),
- Gemeindebrief.

Wir wünschen uns, dass

- die Bibel Grundlage Ihres Wirken ist,
- Sie Menschen für die Kirche begeistern können,
- Sie mit Freude und Kreativität alternative und traditionelle Gottesdienste mit uns feiern,
- Sie den Mut haben, gemeinsam mit uns neue Wege in der Gemeindearbeit zu entdecken,
- Sie mit uns langfristig den Weg des Zusammenwachsens mit Nachbargemeinden gehen.

Wir unterstützen Sie mit

- einem Gemeindebüro mit Gemeindesekretär,
- einer Prädikantin aus unserer Gemeinde,
- einem engagiertem Presbyterium und weiteren Mitarbeitern. Ein vollständig renoviertes Pfarrhaus mit Garten steht zur Verfügung.

Lassen Sie uns ins Gespräch kommen!

Senden Sie Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen bis zum 30.10.2019 über den Superintendenten des Ev. Kirchenkreises Minden, Rosentalstraße 6, 32423 Minden, an das Presbyterium der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Minden (zu Händen von Herrn Günter Meier), Teichstraße 42, 32423 Minden.

Bei weiteren Fragen können Sie uns gerne auch telefonisch erreichen:
Kirchmeister Günter Meier: 0571 31287

Wir freuen uns auf Sie!

der Staat Kredite aufnimmt und investiert, um die Wirtschaft wieder anzukurbeln. Doch bisher sind es gerade die Vermögenden, die fest an eine „Schwarze Null“ glauben. Sie bemerken gar nicht, wie sehr sie sich selbst schaden. Stattdessen wird nach Schuldigen gesucht. Hartnäckig hält sich der Verdacht, dass die Europäische Zentralbank mutwillig die Zinsen nach unten drücken würde. Vor allem zwei Maßnahmen sind umstritten: Die EZB hat die Banken mit 2,6 Billionen Euro geflutet, um endlich die Kreditvergabe zu forcieren. Für viel Missmut sorgt auch, dass die EZB einen Negativzins von 0,4 Prozent verlangt, wenn Banken Geld bei ihr parken.

Doch die Eurozone ist gar kein Sonderfall. Weltweit liegen die Zinsen fast bei Null, und es gibt auch andere Länder, die mit Negativzinsen experimentieren, um Banken und Sparer davon abzuhalten, ihr Geld zu horten. Nur ein Beispiel: Die Schweizer Nationalbank verlangt sogar einen Negativzins von 0,75 Prozent. Die Zinsen sind weltweit niedrig, weil es ein globales Überangebot an Finanzmitteln gibt. Nicht die Sparer sind rar – sondern die Kreditnehmer. Diese weltweite Schieflage wird noch verschärft, weil die Inflation sehr niedrig ist. Deutsche haben instinktiv Angst vor einer Geldentwertung, weil sie an die Jahre 1923 und 1948 erinnert werden. Aber ohne eine gewisse Inflation kann der Kapitalismus nicht funktionieren, denn fallende Preise würgen das Wachstum ab.

Nahe der Todeszone

Der Mechanismus ist so simpel wie tückisch: Wenn die Preise erst einmal sinken, neigen die Kunden dazu, ihre Anschaffungen aufzuschieben – in der Hoffnung, dass die Waren noch billiger werden. Gleichzeitig können Unternehmen keine Kredite mehr aufnehmen, um in ihre Produktion zu investieren. Denn sobald die Preise sinken und der Umsatz fällt, lassen sich Darlehen nicht mehr zurückzahlen. Die Wirtschaft bricht ein. Die Europäische Zentralbank hat daher als offizielles Ziel ausgegeben, dass die Inflationsrate in der Eurozone 1,8 Prozent pro Jahr betragen soll. Doch derzeit liegt die Geldentwertung bei nur einem Prozent – und bewegt sich damit gefährlich nahe an der Todeszone, in der die Preise fallen. Die Europäische Zentralbank erwägt daher, noch mehr Geld in die Banken zu pumpen. Es wäre eine reine Verzweiflungstat, denn auch die Notenbanker glauben nicht wirklich, dass noch mehr Geld die Lösung ist. Schließlich haben die Banken längst genug Mittel in ihren Bilanzen, die sie aber nicht verleihen können, weil es an potenten Kunden fehlt, die einen Kredit beantragen wollen. Die Geldpolitik der Zentralbanken ist an ihr Ende gekommen. Nötig wäre jetzt Fiskalpolitik: Die Staaten der Eurozone müssen Kredite aufnehmen und investieren, um die Wirtschaft wieder zu beleben.

Leider sieht es bisher nicht danach aus, dass sich die deutsche Regierung schon bald vom Mantra der „Schwarzen Null“ verabschieden könnte. Doch sollte jeder Sparer wissen: Finanzvermögen behält nur seinen Wert, wenn sich jemand anderes verschuldet.

Sparen als Beruf?

Über die ästhetische Verführung zum Spartrotz

KLAAS HUIZING

Sparen hat einen schlechten Ruf. Viele Wirtschaftsexperten werben momentan für eine robuste Ausgabekultur. Falsch, sagt Klaas Huizing, Schriftsteller und Professor für Systematische Theologie an der Universität Würzburg. Er plädiert für eine Neuentdeckung des Sparens, um den selbstzerstörerischen und lebensfeindlichen Tendenzen eines ästhetischen Kapitalismus zu entgehen.

Weltspartag. Dieses Wort hatte in meiner Jugend einen guten Klang. Es erinnerte an Weihnachten, aber der häufige Kirchgang blieb erspart; es erinnerte an den Geburtstag, aber jeder meiner Freunde und ich, wir alle hatten an diesem einen Tag, dem 31. Oktober, ein bisschen Geburtstag; es erinnerte an den Tag der Zeugnisvergabe, man wollte gelobt werden und nicht durchfallen.

Meine älteste Schwester fiel in einem Jahr leider durch. Weil das mit einem Generalschlüssel geöffnete Sparschwein meiner ältesten Schwester verdächtig viel Kleingeld, aber nicht einen einzigen müden Geldschein zu Tage förderte, wurde sie an einem 31. Oktober vom Sparkassendirektor höchstpersönlich mit dem Satz gerügt: „Du gibst dein Geld offenbar für Firlefanz aus."

In intelligenten semantischen Variationen sprach der Sparkassendirektor dieses Urteil wiederholt aus, und ich argwöhne, dass alle Eltern für diese Rüge über den Spartrotz ihrer Racker durchaus dankbar waren. Denn noch an diesem Abend entwarf meine Schwester, von der Scham schwer gezeichnet, einen Sparplan, an den sie sich in den nächsten zwölf Monaten beinahe sklavisch hielt und wiederholt den Kauf von Firlefanz zurückstellte. Mein Vater mogelte am Abend vor dem 31. Oktober des nächsten Jahres noch einen Zwanzig-Mark-Schein in ihr Sparschwein, und meine Schwester ging siegessicher zur Sparkasse, war aber nachhaltig darüber enttäuscht, auf einen jungen Angestellten zu treffen, weil der Sparkassendirektor inzwischen in den Ruhestand getreten war. Sie konnte ihren, wie meine Mutter urteilte, schlechten Eindruck vom letzten Jahr nicht korrigieren und fiel vielleicht deshalb wieder in ihren lebenslangen Spartrotz zurück.

Ich besitze noch eine Geschenkbeigabe, eine abgegriffene Stiftebox aus Holz, später gab es auf Modernität schielende I-Phone-Ständer und Uhren in kläglichem Design. Und natürlich waren in den calvinistischen Hochburgen der Grafschaft Bentheim und Ostfriesland die von den Bankern gehobenen Sparguthaben außerordentlich. Sparen als Beruf, frei nach Max Weber. Gott ließ Segen auf der Arbeit (auch der Spararbeit) ruhen, wie das Sparbuch sinnstiftend mit einem Blick zu erkennen gab. Das protestantische Sparbuch war die zivilisierte Alternative zum Erwerb katholischer Staatsanleihen auf das künftige Himmelsreich.

Foto: DHM

Plakat für die Stadtsparkasse, 1953.

Im Sparkassendeutsch gibt es eine wünschenswert klare Definition, die inklusiv gilt: Sparen „ist eine Tugend und eine Praktik, die grundlegend ist für den gesellschaftlichen Fortschritt eines jeden Einzelnen, einer jeden Nation, und der gesamten Menschheit!" (Weltinstitut der Sparkassen). Dieser Satz steht auf der aktuellen Homepage der Sparkasse. Menschen mit Spartrotz wie meine Schwester sind also tugendethisch suboptimal aufgestellt und versündigen sich an der gesamten Menschheit. Ein weiterer Eintrag auf der Homepage der Sparkasse vermerkt angestrengt humorgeladen: „Die Spareinlagen der privaten Haushalte lagen Ende 2018 bei 585,6 Milliarden Euro. Fast die Hälfte dieser Beträge liegt auf Sparbüchern. Das Sparschwein scheint das beliebteste Haustier der Deutschen zu sein." 50 Prozent der privaten Haushalte beteiligen sich also offensiv am gesellschaftlichen Fortschritt der gesamten Menschheit. Das ist schön und gut, oder? Oder offensiv dumm! Muss die Empfehlung nicht lauten: Wechseln Sie dringend das Haustier! Misten Sie den Saustall endlich aus!

Muss die Empfehlung nicht lauten: Wechseln Sie dringend das Haustier! Misten Sie den Saustall aus!

Thema im Frühstücksfernsehen am 22. August 2019 war die Auskunft, Bundesfinanzminister Olaf Scholz wolle Strafzinsen auf private Sparguthaben bis zu 100 000 Euro verbieten lassen. Die gebeutelte SPD entdeckt die Sparer. Bravo? Langsam. Zunächst: Auch das Wort Strafzinsen speichert eine moralische Aufladung, Sparen wird unter Strafe gestellt, weil der gesellschaftliche Fortschritt sich offenbar am Konsum, nicht länger

am Sparen orientiert. Ziel ist die Förderung der Binnennachfrage auf den Märkten. Aber: Diese Wirtschaftspolitik fällt bekanntlich nicht vom Himmel, sondern ist Ausdruck des politischen Willens. Die Niedrigzinspolitik der europäischen und außereuropäischen Zentralbanken, die Politik des billigen Geldes, soll verschuldeten Staaten (den moralischen Schuften) etwas Luft verschaffen und gute Haushälter (an dieser Stelle wird gerne, leider ironiefrei, die schwäbische Hausfrau aufgerufen) mit der Schwarzen Null und dem Abbau der Schulden belohnen.

Auf der Makroebene mag das wie ein Gewinn erscheinen, für den Sparer auf der Mikroebene ist es ein Malus. Schon auffallend lange spielen die Sparzinsen die Inflationsrate nicht mehr ein, jetzt verliert der Sparer sogar Teile des Kapitals. Ein vor den Finanzkrisen noch alltäglicher, mit Stolz unterfütterte Satz: Ich gehe zur Bank, um die Zinsen nachtragen zu lassen, ist aus dem aktuellen Wortschatz verschwunden. Er darf nur noch mit Wehmut zitiert werden.

Eine zweite, vielleicht noch kräftigere Einbuße hat der Sparer an anderer Stelle zu verkraften. Das Thema wird zwar regelmäßig en passant genannt, gewinnt aber nicht die Hoheit in den Diskussionsforen. Ich meine das Abschmelzen der Überschussbeteiligung bei den Lebensversicherungen. Als private Säule der Vorsorge fürs Alter gepredigt, ist diese Säule inzwischen extrem brüchig geworden. Wer etwa vor vierzig Jahren eine Lebensversicherung über 100 000 D-Mark abgeschlossen hat, wurde mit einem Versprechen von bis zu 30 000 D-Mark Überschussbeteiligung geködert, also der Ausschüttung eines Gewinns, die der Versicherer über den vereinbarten Zins hinaus erwirtschaftet. Durch die Finanzkrisen wurde der Spielraum der Versicherer so schmal, dass sie ihre avisierten Überschüsse lieber stillschweigend sukzessive kassierten. Der Verlust der in die Lebensvorsorge eingespeisten Überschüsse ist bei den privaten Sparern oft nicht mehr auszugleichen. Nur äußert verhalten verbessern sich inzwischen die Aussichten auf den Finanzmärkten, kleine Überschüsse werden wieder (zumindest auf dem Papier) zugeteilt.

Die Stärkung der Binnennachfrage ist auch Reaktion auf politischen Druck von außen. Deutschland, der Exportweltmeister, der gewaltige Überschüsse erwirtschaftet, wird aufgefordert, die Überschüsse abzubauen, indem die eigenen Märkte leichter zugänglich werden und zugleich die Binnennachfrage in den Fokus rückt. Wie aber den bockigen deutschen Sparer und die schwäbische Hausfrau vom trainierten Sparen abbringen?

Weil unsere Bedürfnisse zunehmend befriedigt sind, müssen aus Bedürfnissen „Begehrnisse“ werden.

Das gelingt nur, so die Pointe, indem man klammheimlich eine metaphysische Grundunterscheidung kapert und ökonomisch umfrisiert. Der Philosoph Gernot Böhme hat diese unfeine Methode so getauft: Ästhetischer Kapitalismus. Um die Wachstumsspirale weiterhin zu bedienen, habe, so interpretiere ich Böhme, die Ökonomie die zentrale Unterscheidung der französischen Differenzphilosophie, die Unterscheidung von besoin (Bedürfnis) und désir (Verlangen), die Emanuel Levinas für seine Phänomenologie des Anderen, Georges Bataille für die Erotik oder Jacques Derrida für seine Theorie der Gabe verwenden, ausgeliehen und dem Ästhetischen Kapitalismus als Modul eingebaut.

Weil die Bedürfnisse in unseren Gesellschaften zunehmend befriedigt sind, muss sich die Bedürfnisstruktur sehr grundsätzlich ändern: aus Bedürfnissen müssen „Begehrnisse“ werden. „Begehrnisse sind solche Bedürfnisse, die dadurch, dass man ihnen entspricht, nicht gestillt, sondern gesteigert werden. Bedürfnisse im engeren Sinne, etwa zu trinken, zu schlafen oder sich vor der Kälte zu schützen, verschwinden in dem Moment, in dem sie gestillt werden. Das ist bei Begehrnissen anders: Wer Macht hat, will mehr Macht, wer berühmt ist, will noch berühmter werden und so weiter. Wichtig ist, dass es Begehrnisse gibt, die direkt ökonomisch ausgebeutet werden können. Und gerade diese richten sich auf die Inszenierung und damit die Steigerung des Lebens. Für Ausstattung, Glanz und Sichtbarkeit gibt es keine natürlichen Grenzen. Vielmehr verlangt hier jede Stufe, die man erreicht, nach einer weiteren Steigerung. Da Wachstum wesentlich zum Kapitalismus gehört, muss die kapitalistische Produktion in einem bestimmten Entwicklungsstadium, das durch die grundsätzliche Befriedigung der Bedürfnisse einer Bevölkerung charakterisiert ist, für das Weitere explizit auf die Begehrnisse setzen. Die Wirtschaft wird damit zur ästhetischen Ökonomie.“

Trickle-down-Effekt

Böhme entdeckt einen neuen Typ von Konsum, häufig offen ausgestellte Verschwendung, die früher klassenspezifisch gebunden, jetzt durch den Trickle-down-Effekt, „die Ausbreitung der Verschwendungswirtschaft auf die ganze Gesellschaft“, massenwirksam geworden ist. Flanieren ist nicht länger eine Haltung für die höheren Stände, sondern gehört zum guten Geschmack breiter Schichten. Kaufen als Life-act in Shoppingmalls, gerne auch per Flugzeug als Wochenendtrip gebucht, nicht die erstandenen Waren, die allenfalls als Statussymbole herhalten, sind das Ziel.

Waren leben von ihrem „Inszenierungswert“. Für die Umstellung von Bedürfnissen auf Begehrnisse macht Böhme eine Kulturrevolution aus, die „eine Abkehr von der protestantischen Ethik“ bewirkt hat: die Kulturrevolution der Studentenbewegung, die auch dem „asketischen Marxismus“ abschwor und etwa mit Bataille und dann Herbert Marcuse, der sich am Asketismus von Freud abarbeitete, auf das Lustprinzip setzte. Offenbar versäumte die Ökonomie es nicht, die Revolution auf ihre Fahnen umzulenken. Nachvollziehbar wird in dieser Lesart, warum breite Schichten diesem Leistungsprinzip der Verschwendung so lustvoll folgen, bis auch die Kunst der Verschwendung und der glückliche Gefühlshaushalt doch als Stress erfahren werden und „eine neue Zivilisationskrankheit, das „Burn-out-Syndrom“ Raum greift. „Die Entstehung dieser Begehrnisse nach Gesehen-Werden, nach Ausstattung, nach Selbstinszenierung sind die Basis einer neuen, praktisch unbegrenzten Ausbeutung. Auf ihrer Basis kann Konsum zur Leistung gemacht werden, wird das Leben im Überfluss zum Stress und die Verausgabung zur Pflicht. Unter diesen Bedingungen wird man wohl den souveränen Menschen anders als Bataille bestimmen müssen, und

Ausdrücke wie ‚Solidarität', ‚Ernst' und ‚Askese' könnten einen neuen Sinn erhalten."

Böhmes Essays verstehen sich als Kritik dieses ästhetischen Kapitalismus. Wo aber gibt es noch Orte der Askese und der Muße, wenn die Inseln der Entspannung: Eros, Kunst und Spiel, zu Stadien oder besser: Lagern der Ertüchtigung umgebaut werden? Keine Verschonung vor der Leistung. Nirgends. Bis auch die Fittesten zu den Beschädigten zählen und nach Konsolidierung in Reha-Centern verlangen.

Vielleicht kann nur eine Kultur des Sparens hier erneut gegensteuern, sofern es gelingt, den spießigen Eindruck am Sparen zurückzufahren. Askese spart am Konsum, unterbricht die Spirale der Überbietung, gewinnt Wertschätzung am Kleinen, erlebt etwa die Konzentration auf eine sparsame, kleine Feier als Gewinn; Ernst spart an jokologischer Verausgabung, konzentriert sich auf das, was mit letztem Ernst zählt, ohne ein Spaßverderber zu sein; und Solidarität entdeckt den Charme des Statusverzichts, die Erlösung von den Torturen unendlicher Selbstdarstellung. Lässt sich in medialisierten Zeiten mit Selbstdarstellungen überhaupt sparsam umgehen?

Es geht, wie ein prominentes Beispiel aus der Kulturszene zeigt. Von Anfang an der Gier nach Sichtbarkeit widerstanden hat die italienische Schriftstellerin Elena Ferrante, die unter diesem Pseudonym zunächst drei Romane, die durchaus Aufmerksamkeit – die ersten Romane wurden nach dem Erscheinen schnell verfilmt – auf sich zogen, bis dann die vierbändige neapolitanische Saga über eine lebenslange Freundschaft die Autorin weltbekannt machte. Detektivischer Spürsinn wollte die Identität lüften, aber die Autorin selbst hat in ihrem großartigen Buch *Frantumaglia* ihren Weg, auch der Verlegerin und dem Verleger gegenüber, immer wieder verteidigt, nur über ihre Bücher präsent zu sein. Mit feinem Ernst überzeugen diese Romane. In ihrem Roman *Frau im Dunkeln* lässt sie einen Protagonisten nicht zufällig sagen: „Heute haben sie alles, die Leute machen Schulden, um sich irgendeinen Blödsinn zu kaufen."

Sparen markiert eine zivilisierte Unterbrechung spontaner Kaufgelüste, kann damit zwischen Gütern abwägen und schafft zugleich eine Knautschzone, um vor plötzlich finanziellen Turbulenzen besser geschützt zu sein. Sparen hat tugendethische Valenzen und schafft Freiräume. So gedeutet, lag auch der damalige Sparkassendirektor mit seiner leicht giftigen Bemerkung nicht ganz falsch.

Weltspartag? Ich plädiere dafür, den (protestantischen) Weltspartag, vorsichtig umgewidmet, nicht voreilig aus dem Kalender zu streichen.

LITERATUR

Gernot Böhme: Ästhetischer Kapitalismus. Edition Suhrkamp, Berlin 2016.

Elena Ferrante: Frantumaglia. Mein geschriebenes Leben. Aus dem Italienischen von Julika Brandestini und Petra Kaiser, Suhrkamp Verlag, Berlin 2019.

Elena Ferrante: Frau im Dunkeln. Aus dem Italienischen von Anja Nattefort, Suhrkamp Verlag, Berlin 2019.

Evangelisch-reformierte Gemeinde

Die Evangelisch-reformierte Gemeinde in Frankfurt am Main ist eine lebendige Personalgemeinde mit langer Tradition im Rhein-Main Gebiet.
Die Gemeinde gehört zur EKHN, verwaltet aber ihre Angelegenheiten selbständig.

Zum 01.09.2020 suchen wir für eine unserer beiden Pfarrstellen

eine Pfarrerin/einen Pfarrer (100 %)

Die Besetzung der Pfarrstelle erfolgt durch Gemeindewahl.

Was sind einige Ihrer Aufgaben:
- Sorgfältige Vorbereitung und Gestaltung der Gottesdienste und Gemeindeveranstaltungen, auch gemeinsam mit engagierten Gemeindemitgliedern,
- Begleitung der zahlreichen Gremien,
- Pflege der Beziehungen zu den reformierten Gemeinden im Rhein-Main Gebiet, der Kirche in der Stadt und der ACK, sichtbare Präsenz im Leben im Frankfurter Westend,
- Weiterentwicklung der gewachsenen Gemeindetradition sowie die Bereitschaft zu Hausbesuchen, Kasualien und Seelsorgetätigkeiten im gesamten Gemeindegebiet.

Das bringen Sie mit:
- ✓ Begeisterung für Gemeindearbeit,
- ✓ Reformiertes Profil,
- ✓ Interesse an aktuellen Themen und Freude an der Gestaltung anspruchsvoller, herausfordernder Predigten,
- ✓ Mut und engagierten Einsatz, aktuellen Problemstellungen von Kirche konstruktiv zu begegnen,
- ✓ Fähigkeiten im Umgang mit sozialen Medien.

Das bieten wir:
- Eine lebendige, akademisch und kulturell interessierte Gottesdienstgemeinde,
- Ein engagiertes Presbyterium,
- Zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,
- Große Freiheit bei der eigenen Dienstgestaltung,
- Eine Dienstwohnung in Frankfurt.

Mehr erfahren Sie unter: www.evref.de
Nähere Auskünfte erteilen gern:
- Pfrin. Dr. Susanne Bei der Wieden, Tel. 069 219 39 79 – 22
- Pfr. Udo Köhnen, Tel. 01590 638 19 49
- Präses Ältester Kofi Boateng, Tel. 0172 – 921 65 15
- Pröpstin Karin Held, Tel. 06151 – 41151

Ihre Bewerbung richten Sie bitte direkt an:
Evangelisch-reformierte Gemeinde Frankfurt
Das Stehende Presbyterium
Freiherr-vom-Stein-Str. 8
60323 Frankfurt am Main

Email-Adresse: gemeindeamt@evref.de

Mit Geld gestalten

Warum nachhaltiges Investment immer noch ein Nischendasein führt

CASPAR DOHMEN

Einst waren engagierte Christen die Vorreiter beim ethischen Investieren – sie nahmen die Zehn Gebote als Vorbild. Das ist mehr als zweihundert Jahre her, und leider ist diese Anlagestrategie bis heute ein Nischenphänomen geblieben. Denn „schädliches Investment" lohnt sich leider immer noch, bedauert der Wirtschaftsjournalist und Buchautor Caspar Dohmen.

Jetzt Kröten wandern lassen", nannten Aktivisten eine Aktion, mit der sie nach der Finanzkrise von 2008 Verbraucher zu einem Wechsel von einer konventionellen Bank hin zu einem sozial-ökologischen Anbieter ermunterten. Der Zeitpunkt schien günstig. Denn die Finanzkrise hatte gerade vielen Menschen die Augen dafür geöffnet, wie zerstörerisch unverantwortliche Finanzgeschäfte sein können.

Es war nicht das erste Mal, dass Menschen sich Gedanken darüber machten, welche Wirkungen Geldanlagen haben und wie sich dies nutzen lässt. Prinzipiell können Anleger den Geldhebel in zwei Richtungen betätigen: Sie können bewusst von Finanzprodukten die Finger lassen oder gezielt in ihrer Überzeugung nach ethisch unbedenkliche oder sozial sowie ökologisch zukunftsfähige Entwicklungen investieren. Soziale, ökologische und Governancekriterien (ESG) spielen zunehmend eine Rolle: In Europa, den USA, Kanada, Japan, Australien und Neuseeland stieg das Volumen von 2016 bis 2018 um 7,8 Billionen Dollar auf 30,7 Billionen US-Dollar, berechnete die Global Sustainable Alliance.

Die Idee hatten als Erste Christen im 18. Jahrhundert, die mit ihrem Geld keine wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Entwicklungen befördern wollten, die sie aus ethischen Gründen ablehnten. Methodisten nahmen in Großbritannien die Zehn Gebote als Messlatte ihrer Geldanlage ernst und investierten kein Geld mehr in Brauereien, Schnapsbrennereien, Glücksspiel und Bordelle. Die gleiche Idee verfolgten Quäker in den USA und Großbritannien. Als sie im 19. Jahrhundert eine betriebliche Altersvorsorge für Mitarbeiter gründeten, entschieden sie sich als überzeugte Pazifisten dafür, dass diese Pensionskassen keine Aktien von Rüstungsunternehmen oder Anleihen von Staaten mit Armeen kaufen durften.

Anfang des 20. Jahrhunderts konnte dann bereits jeder Sparer in den USA in Fonds investieren, die auf Geschäfte in Tabak, Rüstung, Glücksspiel, Alkohol und Pornografie verzichteten, nachdem der Wirtschaftsjournalist Philip L. Carret einen entsprechenden Publikumsfonds gegründet hatte. Immer noch erstellen Investoren entsprechende Negativlisten. Darauf stehen

Eine Spardosen-Persiflage des Politikers William Tweed, der Legende nach einer der korruptesten Männer Amerikas (1823 – 1878). Die Spardose stammt aus der Sammlung von Lothar Graff (Schöneck/Westeifel).

heutzutage häufig Unternehmen, die Geschäfte mit Streumunition, Kinderarbeit, Erdöl, Tabak oder Gentechnik machen. Theoretisch besticht das Konzept, praktisch hat es aber wenig bewirkt, weil sich fast immer ein anderer Anleger fand, der soziale und ökologische Kriterien nicht berücksichtigte. Zwar sei die Einführung von Tabukriterien bei der Geldanlage verlockend, aber sie erziele „oft nicht die erhoffte Wirkung", sagt Henry Schäfer, der an der Universität Stuttgart Betriebswirtschaft lehrt. Allerdings gab es Situationen, in denen der Ansatz wirkte, wenn Anleger in großem Umfang Kapital umlenkten, so wie während der Zeit des Apartheidsregims in Südafrika in den Achtzigerjahren.

In Europa fragten sich seit Ende der Siebzigerjahre Menschen, wie sie durch die gezielte Anlage ihres Geldes Entwicklungen befördern können, die sie für wichtig hielten. Befeuert wurden diese Alternativen durch die Studie „Grenzen des Wachstums", die der Club of Rome beim MIT in Auftrag gegeben hatte. Einzelne begannen, gezielt Geld zu investieren, etwa in den Bau alternativer Energie oder die ökologische Landwirtschaft. Bald berücksichtigten auch erste institutionelle Investoren solche Kriterien bei der Eigenanlage von Geld oder legten ent-

„Der gewünschte ethische Wettbewerb ist ausgeblieben, ohne gravierende Änderungen gibt es einen Kollaps."

sprechende Publikumsfonds auf. Als wichtigster Maßstab dafür etablierte sich der sogenannte Best-in-class-Ansatz. Dabei wählen Geldmanager jeweils die Unternehmen einer Branche aus, die am besten nach sozial-ökologischen Kriterien bewertet werden. Prinzipiell wird bei dieser Methode also keine Branche komplett ausgeschlossen wie bei den Negativlisten.

Die Best-in-Class-Methode habe, verglichen mit anderen Methoden, den größten Einfluss auf die Unternehmen, ermittelte die Ratingagentur Oekom bei einer Umfrage vor einigen Jahren. Enttäuscht zeigt sich dagegen der Sozialethiker Johannes Hoffmann, der zu den Pionieren der wertorientierten Anlagen in Deutschland gehört und einst große Hoffnung auf den Ansatz gesetzt hatte. „Dadurch sollte zum ersten Mal seit der Industrialisierung ein ethischer Wettbewerb innerhalb und auch zwischen den Branchen stattfinden", sagt er. Aber der gewünschte ethische Wettbewerb sei ausgeblieben, sagt Hoffmann rückblickend, und die Welt sei heute in den meisten Bereichen weniger nachhaltig als damals. Wenn es „keine gravierenden Änderungen gibt, wird es einen Kollaps geben".

1974 gründeten Menschen in Bochum auch die erste sozial-ökologische Bank: Die Gemeinschaftsbank für Leihen und Schenken, kurz GLS, achtet etwa auch bei der Kreditvergabe auf ökologische und soziale Aspekte. Es gibt heute in Deutschland einige ethisch-ökologische Banken wie die Ethikbank, Umweltbank oder die Tochter der niederländischen Triodos-Bank. Außerdem richten Kirchenbanken sich stärker auf Nachhaltigkeit aus.

Foto: epd/Lothar Graff

Aber die große Masse der Banken hat ihr altes Geschäftsmodell beibehalten und offeriert lediglich einige nachhaltige Produkte. Anleger können dann in einer Bankfiliale nachhaltige Geldanlagen kaufen so wie Verbraucher faire oder biologische Produkte im Supermarkt. Aber der größte Teil des Angebots besteht weiter aus Finanzprodukten, bei denen die klassischen Kriterien gelten, also Sicherheit, Rendite und Liquidität.

Übrigens hat es sich längst als Irrtum erwiesen, dass nachhaltige Geldanlagen im Schnitt schlechter abschneiden als konventionelle Geldanlagen. Aber der Mythos hält sich hartnäckig. Selbstverständlich geht jeder, der nachhaltig investiert, Risiken ein. Häufig handelt es sich bei nachhaltigen Investitionen um Projekte, die eine längere Anlaufphase brauchen, bis eine Rendite anfällt. Das kann Jahre dauern, wofür man als Anleger einen langen Atem braucht. Wie bei jeder konventionellen Anlage kann es Rückschläge geben oder der Anleger sogar sein gesamtes Kapital verlieren. Es gibt große Unterschiede bei den Anlageformen in puncto Risiko, weswegen sich Interessenten genau mit den Unterschieden auseinandersetzen sollten, etwa von Aktien, offenen und geschlossenen Fonds, Private Equity oder Genussrechten.

Der Begriff der nachhaltigen Geldanlage ist ungeschützt. Entsprechend groß ist die Bandbreite der Anlagevehikel. Einen wesentlichen Unterschied gibt es etwa zwischen nachhaltigen und verantwortlichen Investments. Nur wenige Unternehmen agieren umfassend ökologisch und sozial nachhaltig, weswegen es entsprechend wenig Anlagemöglichkeiten gibt. Wirklich nachhaltig wirtschaftet ein Unternehmen schließlich erst dann, wenn es die sozialen und ökologischen Ressourcen, die es verbraucht, auch wieder aufbaut, etwa bei der Freisetzung von CO_2 für die Aufforstung von Wäldern aufkommt. Einem Großteil reicht es, besonders gravierende Verstöße gegen Umwelt- und Sozialstandards zu vermeiden, etwa Streumunition oder Kinderarbeit. Sie werden als verantwortungsvolle Investoren bezeichnet. Der Teufel steckt dabei oft im Detail, was sich am Beispiel der Arbeitsrechte zeigt, wo verantwortliche Investoren gewöhnlich auf die Einhaltung der ILO-Kernarbeitsnormen pochen. Dazu gehört die Zahlung des gesetzlichen Mindestlohns. Aber der gesetzliche Mindestlohn liegt in vielen Ländern unter einem existenzsichernden Lohn, reicht also nicht aus, um die Grundbedürfnisse für Ernährung, Wohnen, Gesundheit und Bildung zu decken.

Der Begriff der nachhaltigen Geldanlage ist ungeschützt.

Theoretisch können Anleger gehörigen Einfluss auf Wirtschaftsakteure nehmen, wenn sie sich an ihnen direkt oder indirekt beteiligen, indem sie Aktien oder Fonds kaufen oder ihnen kein Geld leihen, also auf den Kauf von deren Anleihen verzichten. In der Praxis haben solche Boykotte aber noch nicht dazu geführt, dass den betroffenen Unternehmen das Kapital ausging, sonst gäbe es heute beispielsweise keine Hersteller von Minen oder Atomkraftwerken mehr. Stets fanden sich genügend Investoren, die ihre Anteile kauften. Noch weniger Einfluss haben Anleger auf Unternehmen oder Staaten, wenn deren Anleihen und Aktien bereits im Umlauf sind. Wer deren Papiere an der Börse verschmäht, schädigt damit eben nur denjenigen, der sie besitzt, aber keinesfalls den Emittenten. Wenn eine sehr große Anzahl von Anlegern bestimmte Papiere boykottiert, kann dies allerdings eine gesellschaftliche Auseinandersetzung befeuern, wie etwa bei der Kampagne *Fossil free* zuletzt zu erleben war. Ein großer Teil der Investoren setzt heute aber statt auf einen Verkauf seiner Papiere auf eine Beeinflussung von Unternehmen. Vor allem institutionelle Investoren suchen das direkte Gespräch mit Unternehmen und versuchen, sie für bestimmte Themen wie den Klimawandel oder Menschenrechtsverletzungen zu sensibilisieren, um Missstände abzustellen und Veränderungen zu erreichen.

In Kinderschuhen steckengeblieben

Die Wirtschaft ist gewöhnlich nicht demokratisch organisiert. Meistens entscheidet die Menge des Kapitals über den Einfluss auf das Geschehen, was jeder Besucher einer Hauptversammlung eines börsennotierten Konzerns erlebt. Zwar füllen gewöhnlich Kleinaktionäre die Halle, aber über die großen Stimmenpakete und damit die Entscheidungsmacht bei den Abstimmungen verfügen wenige, Privatpersonen wie die Familie Klatten bei dem Autobauer BMW oder die Familien Porsch und Piëch bei VW oder institutionelle Investoren wie Blackrock. Und in nicht börsennotierte Unternehmen kann Otto Normalanleger nicht direkt investieren. Wenn überhaupt, kommen hier nur Hedgefonds oder sonstige Finanzinvestoren zum Zuge, die zum größten Teil das Geld Wohlhabender verwalten. Im heutigen Finanzkapitalismus haben entsprechend Vermögende und große Kapitalsammelstellen den größten Einfluss. Manche Akteure versuchen, ihren Einfluss für positive Veränderungen einzusetzen, beispielsweise der Norwegische Pensionsfonds. Er hat einen „Rat für ethische Fragen“ eingerichtet, dem Experten für Menschenrechte, Ökologie, Völkerrecht und Finanzen angehören. Sie analysieren jedes Jahr tausende Unternehmen und sprechen Kauf- oder Verkaufsempfehlungen aus, denen der Fonds gewöhnlich folgt.

Das nachhaltige Investieren ist bis heute nicht aus seinen Kinderschuhen herausgewachsen. Trotz hoher Zuwachsraten sind etwa in Deutschland weniger als ein Prozent der Geldanlagen nachhaltig angelegt, so hat es das Forum nachhaltige Geldanlage berechnet. Und das liegt nach Meinung von Experten vor allem daran, dass sich sozial- und umweltschädliches Investieren bis heute in vielen Fällen einzelwirtschaftlich lohnt. Ändern dürfte sich dies nach Ansicht von Kritikern nur durch Gesetze, die wirtschaftliche Tätigkeiten zulasten von Mensch und Umwelt unterbinden. Würden die Rahmenbedingungen entsprechend geändert, dann würden die Anleger das Kapital anders lenken.

Foto: DHM

Sparbüchse in Form einer Fliegerbombe mit Aufschrift „Deutscher Fliegergruß“, 1914/16.

„Nicht rastlos alles zusammenkratzen“

Evangelische Sparsamkeit als dialektisches Gesamtkunstwerk

OKKO HERLYN

Sparsamkeit und Gebefreudigkeit sind im Lebensraum evangelische Kirche eine wundersame Allianz eingegangen, meint der Theologe und Literat Okko Herlyn, der bis 2011 als Professor an der Evangelischen Fachhochschule in Bochum lehrte.

Was es mit evangelischer Sparsamkeit auf sich hat, muss man jemandem, der nach dem Krieg in einem reformierten Pfarrhaus aufgewachsen ist, nicht lange erklären. Sicher, auch andere sind mit der erzieherischen Maxime, dass grundsätzlich „gegessen wird, was auf den Tisch kommt“, groß geworden. In diesem Fall allerdings wohnte dem elterlichen Gebot, mit den Dingen des täglichen Bedarfs doch gefälligst nachhaltig umzugehen, nicht selten auch ein leicht theologischer Unterton inne. Im Dunstkreis von morgendlichem Psalmengesang und abendlichem Kalenderblatt konnte etwa der Auftrag, mit der Quarkschüssel doch bitte „Rest zu machen“, auch schon mal mit einem „auf dass nichts umkomme“ biblisch unterfüttert werden. Sparsamkeit als christlicher Life-Style.

In den späteren Jahren jugendlichen Begehrens nach den Attraktivitäten dieser Welt – etwa einer eigenen Peter-Kraus-Platte – begegnete einem jene, der Wirtschaftlichkeit verpflichtete Lebenseinstellung gerne in dem apodiktischen Urteil, dass irgendetwas einfach „zu teuer“ sei. Warum Fußballschuhe von „adidas“ kaufen, wenn es auch die preisgünstigeren von „Quelle“ tun? Warum „richtige Nietenhosen“ anschaffen, wenn man die nur leicht ausgebeulten Samtcords des älteren Bruders noch gut „auftragen“ kann? Der Einwand, dass man damit woanders wohl eher keinen übergroßen Eindruck hinterlassen werde, wurde in der Regel mit dem Hinweis, dass man schließlich „nicht man“ sei, rigide zum Verstummen gebracht. *Sparsamkeit als Einübung in unangepasstes Sozialverhalten.*

Deshalb konnte man zu Zeiten des Studiums, in denen sich andere lechzend über die berühmte Behauptung Max Webers von der unheilvollen Auswirkung der protestantischen Ethik auf das westliche Wirtschaftssystem hermachten, auch nur müde lächeln. Calvinistisches Knausern? Evangelische Bescheidenheit? Christlich motiviertes Kürzertreten? Alles bereits mit der Muttermilch eingesogen. Von jenem Pfarrerssohn wird berichtet, dass er – vierjährig in der Zinkbadewanne sitzend – die scharfsinnige Frage gestellt habe, warum „wir denn auch Brustwarzen haben.“ Mann gäbe doch den Babys keine Milch. Der theologisch etwas blassen Antwort seiner Mutter, dass „ihr eben so von Gott geschaffen seid“, wusste er – und hier schlug offenbar bereits seine reformierte Sozialisation durch – mit dem ethisch durchaus plausiblen Satz zu begegnen: „Denn ist das ja Verschwendung.“ *Sparsamkeit im Modus praktisch-philosophischen Nachdenkens über Sinn und Zweck des Daseins als Aufdeckung der Fraglichkeit menschlicher Existenz.*

Nein, den guten alten protestantischen Grundsatz, das nun einmal nur zur Verfügung Stehende möglichst beieinander zu halten, muss man jemandem, der die ersten Jahre seines Lebens in einem reformierten Pfarrhaus der Nachkriegszeit verbringen durfte, in der Tat nicht lange erklären. Überrascht wird man dann auch nicht mehr von der Tatsache,

Foto: DHM

Plakat des deutschen Sparkassenverbandes, 1918.

dass – zumindest in der Landeskirche, der er inzwischen zugehört – jedes neu gewählte Presbyterium mit der biblischen Mahnung zu „guter Haushalterschaft“ auf den Weg geschickt wird. Unvergessen jener Finanzkirchmeister, der einen beim Zählen der sonntäglichen Kollekte in der Sakristei darüber zu belehren pflegte, dass es in der Kirche „auf jeden Pfennig ankomme“, den man deshalb auch bitteschön sorgfältigst zu verwalten habe. Zum Wohle der Gemeinde und so letztlich auch zur Ehre Gottes. Dass

„Weil du reichlich gibst, müssen wir nicht sparen“

in derselben Kirche irgendwann einmal schlappe zwanzig Millionen so eben in den Virgin Islands versenkt wurden – geschenkt. Man muss es mit der Sparsamkeit ja schließlich nicht übertreiben. „Weil du reichlich gibst, müssen wir nicht sparen.“ Spätestens hier scheint es an der Zeit, auch einmal das Hohe Lied spezifisch reformierter Verschwendungsphobie zu singen. Man kennt es: keine Bilder, kein Kreuz, keine bunten Fenster, kein Schmuck, keine Kerzen, keine Blumen, kein Weihnachtsbaum, kein Krippenspiel, keine Fotos des neuen Konfirmandenjahrgangs mit Angabe von Hobby, Lieblingspizza und Internetadresse. Überdies auch keine weiteren geschmacklichen Ambitionen, was etwa die Decke des Abendmahlstisches anbelangt. Schlicht Kirche zum Wohlfühlen, sagen wir mal: wie in einer winterlichen italienischen Eisdiele. Alles möglichst sachlich, nüchtern, weiß gekalkt, ungemütlich und schlecht geheizt. Kirche des Wortes. Alles andere wäre ja Bilder- und damit Götzendienst. Also heidnisch oder – noch schlimmer – sogar katholisch. Was andere rasch als bloße konfessionalistische Marotte abtun, entpuppt sich hier bei Lichte als faszinierender theologischer Gedanke: *Sparen als religiöser Verzicht. Gewissermaßen – hier irrte übrigens Max Weber – als Gestalt gewordene Verwerfung aller Werkgerechtigkeit.*

Und dann gerät man unversehens in den Gottesdienst einer jungen, selbstgewissen und Online-bewanderten Vikarin, die auf der Kanzel ein interessantes Wort des alten Kirchenvaters Augustin zu Gehör bringt. Und die auf die spätere Nachfrage, wo man denn dieses Zitat wohl noch einmal zu Hause in Ruhe nachlesen könne – etwa in den Augustinischen „Bekenntnissen“ oder den „Selbstgesprächen“ –, die erfrischende Antwort bereithält, sie habe es „aus dem Internet“. Sparsamkeit im Dienste zeitnaher Verkündigung. Eindrucksvoll, wie der theologische Nachwuchs mittlerweile mit seinem pastoralen Auftrag umzugehen weiß, wo frühere Generationen noch meinten, die angebliche „Predigtnot“ larmoyant beklagen zu müssen oder sich über der aufgeschlagenen Bibel ganze Nächte um die Ohren schlugen. Reine Lebenszeitvernichtung. Das christlicherseits also ordentlich begründete Gebot, mit den nun einmal begrenzten Ressourcen des Lebens verantwortlich umzugehen, muss dann wohl auch jene Weisen bewogen haben, die irgendwann einmal auf die ökonomisch einleuchtende Idee kamen, so genannte „Predigtbanken“ einzurichten. Wofür noch auf Sportschau und Dschungelcamp verzichten, wenn es auch mit einem einfachen Mausklick getan ist? Warum sich noch mit Hiob, der Bergpredigt oder einem unverdaulichen Paulustext abquälen, wenn das schon andere für einen mundgerecht erledigt haben?

Kann man – so das schlagende Argument der digitalen Predigtsammler – die so gewonnene Zeit nicht anderweitig besser nutzen? Etwa zu Hausbesuch und Seelsorge? Dass allenthalben genau darüber Beschwerde geführt wird, dass Pfarrerinnen und Pfarrer „nicht mehr in die Häuser kommen“ – was tut’s? Die eingesparte Energie ist bei der liebevollen Pflege der gemeindlichen Homepage ohnehin effektiver eingesetzt. Auch das ein Beitrag zum Thema „sinnvolle Rücklagenbildung“.

Gerne wird man sich bei der Gelegenheit auch jenes gewitzten Pfarrers aus dem Oberbergischen erinnern dürfen, der angesichts des überdurchschnittlichen Anfalls an Beerdigungen in seiner Gemeinde auf den schlichten, aber gleichwohl genialen Einfall verfiel, einfach nur noch drei Standardansprachen vorzuhalten. Eine für die betagte Oma. Eine für den viel zu früh verstorbenen Familienvater. Und eine mehr allgemein gehaltene für alle weiteren Fälle des Ablebens. Den Einwand, dass solch eine Kasualpraxis doch spätestens beim zweiten Mal peinlich auffallen könnte, wusste er mit dem nur schwer zu entkräftenden Hinweis zu kontern, dass erstens doch jeweils immer andere Leute in der Friedhofskapelle säßen, und zweitens bei solchen Anlässen ohnehin niemand – weil von Trauer verhüllt – ernsthaft zuhöre. Seit es „Word“ gebe, stelle dabei auch die Technik kein wirkliches Problem mehr dar. Wo früher flüssiges Tipp-Ex seine auf Dauer eher unschöne Spuren in der Kladde hinterlassen habe, setze er heute einfach die betreffenden Daten ein. Schließlich habe man es jeweils mit einer anderen zu bestattenden Person zu tun. Bei aller Liebe zur Zeitökonomie gehe es bei solchen Grenzfällen des Lebens doch nach wie vor zuerst um den Menschen. *Sparen im Dienste personenzentrierter Seelsorge.*

Inzwischen kann man dankbar feststellen, dass sich das urprotestantische Credo, mit dem Wenigen, das man nun einmal hat, eher zurückhaltend umzugehen, mehr und mehr auch auf anderen Feldern des kirchlichen Lebens durchzusetzen beginnt. Warum sich noch viele Gedanken um die Gestaltung eines Gottesdienstes machen, wenn man doch auf in Jahrhunderten bewährten liturgischen Geleisen genauso gut durch den Sonntagmorgen

Foto: Erzgebirgssparkasse

Heimsparbüchse Sparkasse Gornsdorf/Erzgebirge, 1912.

kommt? Warum sich noch große Mühe mit einem zeitgemäßen und menschengerechten Gemeindeaufbau machen, wenn „wir es doch immer schon so gemacht haben“? Warum unbedingt nach neuen Ideen für das jährliche Gemeindefest fahnden, wenn man es doch mit Waffeln, Grillwürstchen, Hüpfburg und natürlich einem Familiengottesdienst wieder genauso wie beim letzten Mal halten kann? Warum bei einer Trauung noch ein eigenes Gebet formulieren, wenn doch „Die 36 schönsten Fürbitten für deine Hochzeit“ längst für kleines Geld käuflich zu erwerben sind? Wofür sich um Himmels willen noch theologische Bücher ins Regal stellen (wir erinnern uns: „zu teuer“) oder gar lesen (wir erinnern uns: „Zeitökonomie“), wenn einem doch alles Wichtige mit Hilfe irgendeines „Gemeinsamen Wortes“ gabelfertig serviert wird? Warum überhaupt noch selber lange theologisch nachdenken, wo es doch die eine oder andere fromme Floskel auch tut? Wer hier von „Kaputtsparen“ redet, hat das evangelische Nachhaltigkeitsprinzip nicht verstanden. *Sparen als offenes kirchliches Gesamtkunstwerk.*

Allenfalls halbe Wahrheit

Der Ehrlichkeit halber sollte man am Ende allerdings auch einmal erwähnen, dass die Verherrlichung des Sparens in der evangelischen Kirche allenfalls die halbe Wahrheit ist. Bekanntlich geißelte bereits Johannes Calvin in seiner „Institutio“ von 1536 die Untugend, „rastlos von allen Seiten alles zusammenzukratzen“. Ausgerechnet er, der Oberreformierte. Aber wie Recht er doch hatte. Denn wenn es zum Beispiel um die Verbreitung von Allerweltweisheiten geht, kann die Kirche ja durchaus großzügig sein. So ist es nun auch wieder nicht. „Hoffnung heißt auch immer: ein Stück weit offen sein für die Zukunft.“ Wie viele Kirchentagsteilnehmer sind nicht schon mit solch klugen Sätzen reichlich ins Nachdenken gebracht worden. Und was wäre die eine oder andere menschliche Tragödie, wenn sie nicht flugs die ganze Palette routiniert-pastoraler Betroffenheitsperformance auf den Plan riefe. Nein, mangelnde Gebefreudigkeit wird man der Kirche so schnell nicht vorwerfen können. Ja, geradezu verschwenderisch kann es zugehen, wenn wieder einmal die besondere Botschaft eines biblischen Textes auf den Punkt zu bringen ist: „Gott liebt dich so, wie du bist.“ Kaum noch eine Predigt ohne diese „Summe des Evangeliums“, wie das in der wissenschaftlichen Theologie genannt wird. Sie hat zudem für sich, sich nur noch unwesentlich von irgendeiner Gute-Laune-Anzeige zu unterscheiden: „Liebe Sabine, bleib, wie du bist.“ Kirche nahe bei den Menschen.

Bleibt nur die Frage, ob man theologische Sparsamkeit einerseits und großzügiges Phrasenausteilen andererseits überhaupt als einen Widerspruch empfinden muss. Schon die Bibel weiß bekanntlich etwas von dem geheimnisvollen Zusammenhang vermeintlicher Gegensätze: „Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit“ (Prediger 3,5). Nie etwas – wir befinden uns immerhin im Karl-Barth-Jahr – von Dialektik gehört? Also: Knickerigkeit als ganz neue Form des Verjubelns kirchlichen Tafelsilbers. Man gönnt sich ja sonst nichts.

Stark erweiterte Ausgabe

- Überkonfessionelle Ausrichtung
- Interdisziplinärer Ansatz
- Allgemeinverständliche Artikel

Das Standardwerk – komplett überarbeitet!

Das ELThG² (Evangelisches Lexikon für Theologie und Gemeinde) ist ein vierbändiges, breit angelegtes Nachschlagewerk, das alle Felder der Theologie aus protestantischer Perspektive in ökumenischem Horizont darstellt. Es richtet sich an Theologen in Wissenschaft und Praxis, kirchliche Mitarbeiter und theologisch interessierte Gemeindeglieder.

ELThG² – Band 1 (A-E)
Best.-Nr. 226.801
€ 128,–

Erhältlich ab Nov. 2019:
ELThG² – Band 2 (F-K)
Best.-Nr. 226.802
€ 128,–

Bei Bezug der ganzen Reihe pro Band nur € 98,– !

Online unter: www.scm-shop.de

oder telefonisch: 07031 7414-177
Per E-Mail an bestellen@scm-shop.de

„Ich bin für die Schwarze Null“

Die Finanz- und Nachhaltigkeitsexpertin Marlehn Thieme fordert in Staat und Kirche einen intelligenten Mix zwischen Sparen und Investieren, um künftige Generationen nicht über Gebühr zu belasten

zeitzeichen: Frau Thieme, Sie waren lange im Aufsichtsrat der Deutschen Bank, sind Aufsichtsratsvorsitzende der evangelischen KD-Bank und kennen sich aus mit Geldanlagen und Zinsen. Lohnt sich in diesen Zeiten von Nullzinspolitik und drohenden Minuszinsen auch für Privatleute das Sparen überhaupt noch?

MARLEHN THIEME: Sparen hat immer einen Sinn. Punkt. Und wenn ich für mein Leben vorsorgen möchte, ist es erst einmal völlig egal, ob ich mit dem Ersparten eine Rendite erwirtschafte. Denn Sparen ist Ausdruck der Eigenverantwortung für meine Zukunft oder die meiner Kinder, die ich übernehme.

Aber worin liegt der Sinn des Sparens, wenn ich jetzt einhundert Euro zurücklege, dafür kaum Zinsen bekomme und diese in zehn Jahren wegen der Preissteigerung nur noch achtzig Euro wert sind?

MARLEHN THIEME: Weil Sie in zehn Jahren eben über die achtzig Euro verfügen können, die Sie jetzt nicht ausgegeben haben. Und wenn Sie dann Geld brauchen, hat sich das Sparen gelohnt. Die findigen Menschen suchen sich zudem Wege, mit denen die hundert Euro vielleicht doch noch 95 Euro wert sind oder 105. Da ist je nach Risikobereitschaft immer noch was möglich.

Die private Sparquote in Deutschland ist im internationalen Vergleich mit rund zehn Prozent des verfügbaren Einkommens relativ hoch. Sie ist trotz der niedrigen Zinsen in den vergangenen Jahren sogar wieder gestiegen.

MARLEHN THIEME: Ja, weil die Leute vorsichtig sind und am Horizont dieser Zinspolitik die Inflation befürchten. Die ist ja derzeit niedrig, aber die Menschen befürchten, dass der permanente Geldstrom, den die Europäische Zentralbank (EZB) in den Markt pumpt, irgendwann zu einer Aufweichung der Währung führt. Dafür gibt es währungsmäßig im Moment keine Anzeichen, aber die Politik muss die Angst der Menschen ernst nehmen und darauf achten, dass sie nicht um sich greift.

Das heißt, Sie erwarten nicht, dass die Zinsen bald wieder steigen?

MARLEHN THIEME: Kurzfristig, also in den kommenden drei bis vier Jahren, sehe ich keine grundsätzliche Trendwende. So lange Länder wie Italien und Spanien noch so hoch verschuldet sind und viel Geld brauchen, wird die EZB ihre Politik nicht grundlegend ändern. Wobei ich von der kommenden EZB-Präsidentin Christine Lagarde und der neuen EU-Kommission schon erwarte, dass sie ein paar Klärungen herbeiführen. Aber das geht nicht von heute auf morgen.

Der Reformator Martin Luther hat gegen den Wucher gewettert. Auch andere religiöse Traditionen, besonders islamische, sind zinskritisch. Hat sich in den Religionen vielleicht das Wissen aufbewahrt, dass Geld als Geld schlicht keinen Gewinn erwirtschaften sollte? Ist das unmoralisch?

MARLEHN THIEME: Nein. Ich glaube, dass ein Zinsbewusstsein wichtig ist. Und Luther war ja nicht gegen den Zins per se, sondern gegen den Wucher. Das ist natürlich nicht immer leicht festzulegen, wo der Wucher anfängt, weil man Zins auch in Gebühren und Geldpreisen verstecken kann. Ich finde schon, dass man einen Preis für Risiko braucht und einen Preis dafür, dass andere mit meinem Geld, in der Zeit, in der ich spare, etwas machen. Und daher bin ich für Zins.

Aber wo beginnt der Wucher?

MARLEHN THIEME: Das Bürgerliche Gesetzbuch hat ja bereits um 1900 einen gesetzlichen Zins von vier Prozent etabliert. Der ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern entstammt einer Faustregel, die sich über Jahrhunderte eingeschliffen hatte. Und das kann mal in Zeiten knappen Geldes höher liegen, die wir ja nach dem Krieg und auch in den Achtzigerjahren noch hatten. Im Moment ist die Lage anders. Es kommt also auch immer auf die Situation an und darauf, dass trotz Zinsen noch gutes Wirtschaften auf Seiten des Kreditnehmers möglich ist.

Zu Beginn dieses Jahrtausends ist ja das Prinzip, dass Geld mit Geld verdient wird, auf die Spitze getrieben worden und hat zu einer weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise geführt. Glauben Sie, dass sich so etwas wiederholen könnte?

MARLEHN THIEME: Der Hintergrund der Krise war ja eine Duplizierung von Entwicklungen, deren Auswirkungen man vorher nicht so richtig greifen konnte. Die Digitalisierung ermöglichte schlichte Ratings, denen man blind vertraute. Das hat dann zu extremen Immobilienspekulationen geführt, die wiederum auf den politischen Entscheidungen beruhte, dass jeder Amerikaner sein eigenes Haus haben sollte, selbst die, die sich das nicht leisten konnten. Und aus den Krediten wurden dann Pakete geschnürt, die hohe Zinsgewinne versprachen. Da haben zu viele nicht mehr dahinter geschaut.

Sind wir jetzt wachsamer geworden?

MARLEHN THIEME: Ich glaube ja. Vor allem die Banken sind wachsamer geworden. Und sie werden strenger reguliert, müssen mehr Eigenkapital vorhalten für die Kredite, die sie geben. Ich bin weit davon entfernt, zu sagen, das kann nicht mehr passieren. Aber wenn wir jetzt unsere Hausaufgaben machen, unsere Strukturen anpassen und die Kosten senken, sind wir auf einem guten Weg.

Gilt das auch für die evangelischen Banken? Wie kommen die durch das Zinstal? Vielleicht mit weiteren Fusionen?

MARLEHN THIEME: Auf evangelischer Seite ist die Aufstellung sehr adäquat. Wir haben sehr viel Finanzgeschäft in zwei großen evangelischen Banken gebündelt. Beide evangelischen Banken verfügen über eine Größe, für die es heute ein funktionierendes Geschäftsmodell gibt. Die KD-Bank hat ein gutes Jahr hinter sich, und auch das erste Halbjahr 2019 war gut. Allerdings ist die Konkurrenz härter geworden, weil mittlerweile auch andere Banken und Sparkassen in dem vermeintlich sicheren Geschäft der Kirchenbanken wildern. Hier gilt es, nicht zu viel Geschäft aus dem kirchlichen Bereich abfließen zu lassen, sonst können wir die Selbsthilfefunktion nicht mehr erfüllen.

Auch die Bundesregierung hat sich dem Sparen und der Schuldenbremse verpflichtet und ist tatsächlich in den vergangenen Jahren im Bundeshaushalt ohne neue Schulden ausgekommen. Nun scheint das Wirtschaftswachstum nach vielen Jahren nachzulassen. Sollte die Bundesregierung vom Ziel der „Schwarzen Null" abweichen und ein Konjunkturprogramm auflegen?

MARLEHN THIEME: Noch halte ich das nicht für nötig. Wir reden über Zahlen hinter dem Komma, die ins Minus rutschen, und das nach einer sehr langen Phase des Wachstums. Natürlich können Straßen, Bahn, Schulen, Kindergärten immer mehr Investitionen brauchen. Aber das Problem ist ja im Moment, dass Planer und Baugewerbe so ausgelastet sind, dass die Summen, die für Investitionen in Infrastruktur bereitstehen, gar nicht ausgegeben werden. Ich bin für die Schwarze Null in öffentlichen Haushalten, denn alles, was nicht Schwarze Null ist, bedeutet eine Belastung zukünftiger Generationen. Unter dem Nachhaltigkeitsaspekt ist das fatal. Im Grunde muss der Staat mit dem Steueraufkommen auskommen. Wenn nicht, muss er halt Effizienzen heben. Das gilt übrigens auch für die Kirche. Auch hier gilt es, nicht über unsere Verhältnisse zu leben, weil wir ja nicht einfach Steuern erhöhen können.

Foto: epd/Norbert Neetz

Marlehn Thieme, geboren 1957 in Lübeck, ist studierte Juristin und war knapp drei Jahrzehnte in verschiedenen Positionen bei der Deutschen Bank tätig, unter anderem als Geschäftsführerin der Alfred-Herrhausen-Stiftung, als Konzernverantwortliche für Corporate Social Responsibility sowie als Mitglied des Aufsichtsrates. Seit 2015 ist sie Aufsichtsratsvorsitzende der Bank für Kirche und Diakonie. Zudem übt Marlehn Thieme zahlreiche ehrenamtliche Tätigkeiten aus: Seit 2004 gehört sie dem ZDF-Fernsehrat an und ist seit 2016 dessen Vorsitzende. Seit vielen Jahren gehört sie zum Vorstand der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Unternehmer (AEU), seit 2016 ist sie Vorsitzende des Rates für Nachhaltige Entwicklung und seit 2018 Präsidentin der Welthungerhilfe. Dem Rat der EKD gehört Marlehn Thieme seit 2003 als dessen zurzeit dienstältestes Mitglied an.

Dabei wird doch, seitdem Sie im EKD-Rat sitzen, also seit 15 Jahren, in hohem Maße reformiert und gespart, weil klar ist, dass die Steuereinnahmen irgendwann einbrechen werden.

MARLEHN THIEME: Ich habe in dieser Zeit eher noch zu wenige Sparanstrengungen wahrgenommen, weil die Kirchensteuereinnahmen wegen steigender Einkommenssteuern ja auch weiter gestiegen sind. Doch der Einsparbedarf, das hat die Mitgliederstudie in diesem Frühjahr nochmals deutlich gemacht, kommt jetzt auf uns zu, vielleicht sogar zusammen mit einer konjunkturellen Eintrübung. Jetzt müssen wir weitere strukturelle Anpassungen vornehmen, vor allem in der Breite unserer kirchlichen Angebote, und noch mehr Kooperationen ermöglichen. Das wird eine Herkulesaufgabe, die Menschen in diesen strukturellen Anpassungen mitzunehmen. Ich spreche da nicht von Sparen, weil diese Anpassungen in der Regel zunächst Geld kosten und sich erst mittel- oder langfristig auszahlen. Aber jetzt können wir uns das vielleicht noch leisten.

Strukturelle Anpassung heißt, dass ein Pfarrer oder eine Pfarrerin künftig mehr Leute betreuen muss?

MARLEHN THIEME: Nein. Ich glaube, wir müssen zunächst einmal ganz andere Dinge tun. Zum Beispiel die eigene Verwaltung hinterfragen, ob sie wirklich effizient aufgestellt ist. Können wir als Landeskirchen mehr miteinander auf einer IT-Plattform machen, können wir Versorgungssysteme angleichen und sie dann an drei Stellen in Deutschland abrechnen und nicht an zehn plus x? Können wir die Verwaltung von Grundbesitz, Pacht und Bauvorhaben kostengünstiger organisieren?

Das zuständige Ratsmitglied Andreas Barner hat im vergangenen Jahr vor der EKD-Synode angekündigt, dass „Prioritäten und Posterioritäten intensiver als bisher diskutiert werden müssen." Es geht also offenbar nicht um die Rasenmähermethode, sondern um den Rückzug aus bestimmten Arbeitsfeldern.

MARLEHN THIEME: Warum sagen Sie „Rückzug aus Arbeitsfeldern“? Warum fragen Sie nicht, was wir noch zusammenlegen können? Wir haben als EKD eine zentrale Führungsakademie, warum können wir nicht noch mehr in der Pfarrerausbildung oder in der Aus- und Fortbildung zusammen organisieren, können wir die Akademiearbeit noch stärker aufeinander ausrichten und damit auch wirkmächtiger werden? Ich glaube, es gibt da noch mehr, was man tun kann.

Zum Beispiel, auch über unterschiedliche Formen der Mitgliedschaft nachzudenken? Oder geringere Kirchensteuersätze für 25- bis 35-Jährige, die ihr erstes Geld verdienen und dann austreten, wenn Sie sehen, wie viel Kirchensteuer sie bezahlen?

MARLEHN THIEME: Ja, man sollte darüber nachdenken und kreativer werden. Aber nicht so sehr vor dem Hintergrund der Einnahmen, sondern vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Formen der Verbundenheit, die Menschen mit der Kirche haben. In Ostdeutschland gibt es relativ weniger Kirchenmitglieder, aber viele Menschen, die der Kirche aktiv zugetan sind. Und was hindert uns daran, mit den jungen Menschen, denen die Kirchensteuer zu viel ist, ins Gespräch zu kommen und die Möglichkeit zu geben, diese zu reduzieren, anstatt sie ganz als Mitglieder zu verlieren?

Dass sie vielleicht in dem Moment austreten, in dem sie wieder den vollen Kirchensteuersatz zahlen müssen?

MARLEHN THIEME: Das Kernangebot muss stimmen. Wenn wir plausibel erklären können, was wir als Kirche anbieten und wollen und warum die Mitgliedschaft einen Mehrwert für jeden Einzelnen bedeutet, werden sie vielleicht auch bereit sein, dafür zu bezahlen. Dafür, dass jemand in der Not für mich und andere da ist. Dafür, dass wir gute Kindergärten und Schulen anbieten. Dafür, dass wir uns in den Fragen ethischer Willensbildung der Politik engagieren. Unsere Kirche muss klar machen, dass sie einen Beitrag für das Lebensglück und die Lebensbewältigung leistet. Aber dieses Selbstbewusstsein, das müssen wir gewinnen und ausstrahlen!

Wie sehen Sie, auch als Vorsitzende des Deutschen Nachhaltigkeitsrates, die Chance, durch Investitionen in Klimaschutz neue Einnahmemöglichkeiten zu generieren? Die evangelische Kirche in Mitteldeutschland produziert und verkauft ja zum Beispiel ihren eigenen Windstrom.

MARLEHN THIEME: Da bin ich für alles offen. Ich bin dafür, dass die Kirchen Flächen landwirtschaftlich nachhaltig bewirtschaften lassen. Ich sehe auch die Möglichkeit, mit Solaranlagen auf Gemeindehäusern und, wo der Denkmalschutz es erlaubt, auch auf Kirchen Strom und Wärme zu produzieren und ins Netz einzuspeisen. Kirchen sind sakrale Räume, aber sie müssen auch genutzt und heutigen Bedürfnissen der Gemeinden angepasst werden können.

Geld ist ja nicht die einzige Ressource, mit der wir sparsam und verantwortlich umgehen sollen …

MARLEHN THIEME: Nein, die Ur-Idee der Nachhaltigkeit, die aus der Forstwirtschaft stammt, ist ja, dass wir nicht mehr verbrauchen als nachwächst. Und anders würde ich das Thema auch nicht diskutieren wollen. Davon sind wir allerdings weit entfernt. In diesem Jahr haben wir weltweit am 29. Juli unsere Ressourcen in diesem Sinne aufgebraucht, seitdem leben wir über unsere Verhältnisse. 1971 fiel dieser Tag erst auf den 28. Dezember!

Die Weltwirtschaft von 1971 war aber auch noch eine ganz andere, die Globalisierung noch lange nicht so weit fortgeschritten wie heute.

MARLEHN THIEME: Aber die Armut in vielen Ländern war auch größer, da dürfen wir die Realitäten nicht verkennen. Wenn wir Armut und Hunger bekämpfen wollen – das sage ich jetzt als Präsidentin der Welthungerhilfe – dann brauchen wir einen Teil dieser Globalisierung. Doch wir müssen sie neu definieren und gestalten. Politisch gelingt es zurzeit nicht, einen Rahmen für den Welthandel zu schaffen, der für globale Nachhaltigkeitskriterien sorgt. Aber wir sollten es auf der Ebene der Unternehmen schaffen. Man kann ja in Südafrika eine Autofabrik betreiben, weil es dort Wertschöpfung und Bildung ermöglicht. Aber wenn sie dort etwas produzieren, was dann nur hier verkauft wird, dann wird das absurd!

Sie sind für freiwillige Verpflichtungen der Wirtschaft?

MARLEHN THIEME: Wir müssen der Politik schon zumuten, dass sie einen Rahmen setzt, in der solche globalen Wertschöpfungsketten bewertet und offengelegt werden müssen. Das Wirtschaften muss dem Menschen dienen, hat Wolfgang Huber einmal gesagt. Und wenn man zum Beispiel die kürzlich veröffentlichte Erklärung der Chefs von zweihundert großen US-Unternehmen sieht, die sich zu ihrer Verantwortung für Mitarbeiter, Kunden, Lieferanten und die gesamte Gesellschaft bekannt haben, zeigt das doch, dass sich etwas verändert.

Was sind denn die wichtigsten Aufgaben in puncto Nachhaltigkeit, die wir jetzt angehen müssen?

MARLEHN THIEME: Wir müssen ein integriertes System, wie es die Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen, die Sustainable Development Goals (SDG), darstellen, tatsächlich in unser Denken und Handeln in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft umsetzen. Sie sind sozusagen die Zehn Gebote des Lebenserhaltens. Wir müssen unseren Lebensstil deutlich verändern. Wenn wir unseren Ressourcenverbrauch beim Heizen, der Stromerzeugung oder der Mobilität nur graduell zurückschrauben, dann könnten wir wieder auf den 28. Dezember als Weltressourcentag kommen.

Sie klingen angesichts brennender Regenwälder und eines US-Präsidenten, der den menschengemachten Klimawandel leugnet, ziemlich optimistisch …

MARLEHN THIEME: Die Zahl der wirtschaftlich starken Nationen in der Welt ist größer geworden, und ich glaube daran, dass Menschen sich verändern können und dass wir das gemeinsam in den Griff kriegen können! Natürlich werden wir Rückschläge erleben durch Menschen wie Donald Trump. Aber die Chinesen gehen voran, die lassen sich davon überhaupt nicht beeindrucken. Und Herrn Bolsonaro, dem brasilianischen Präsidenten, muss man die Rote Karte zeigen, das ist klar. Aber grundsätzlich bin ich optimistisch, was den Klimaschutz betrifft. Der öffentliche Druck ist mittlerweile sehr groß.

Das ist auch eine Folge von Greta Thunberg und Fridays for Future …

MARLEHN THIEME: Es fasziniert mich, dass ausgerechnet ein junges Mädchen, das nur die drängenden Probleme der Klimapolitik, aber nicht die mit einer Lösung notwendigen Konflikte und Kompromisse in den Blick nimmt, für so viel Bewegung gesorgt hat. Sie muss sich ihre Eindimensionalität erhalten und möglichst nicht unglaubwürdig werden. Und wir müssen die Forderungen der jungen Leute in handlungsfähige Konzepte umsetzen, die die Menschen auch mitnimmt. Die Welt hat doch beim Kampf gegen das Ozonloch gezeigt, dass sie eine bedrohliche Situation entschärfen kann. Der Klimawandel ist komplexer, und es wird länger dauern als beim Ozonloch, aber ich bleibe optimistisch, dass es gelingt.

Was bedeutet das für die Bundesregierung und ihre Klimapolitik?

MARLEHN THIEME: Jetzt geht es darum, ein vernünftiges Maßnahmenpaket zu entwickeln, möglichst abgestimmt mit den anderen EU-Staaten, das unsere Wirtschaft aber nicht vollständig im Wettbewerb zurückfallen lässt, das den Menschen Perspektiven auch für ihre Arbeitsplätze von morgen eröffnet. Dazu eignen sich Marktmechanismen am besten. Der Emissionshandel ist schon ein phantastisches Instrument.

Wenn man ihn pflegt …

MARLEHN THIEME: Wenn man ihn pflegt und die Preise für die Verschmutzungsrechte so festsetzt, dass tatsächlich Reduktionen erfolgen. Das muss die Politik auch durchsetzen, damit sie die Entdeckungsfähigkeit des Marktes für den Klimaschutz nutzt. Ich glaube allerdings auch, dass wir hier und da Steuern brauchen, ganz konkret und ganz direkt. Auch damit die Menschen es spüren, dass wir zum Beispiel beim Thema Mobilität oder Stromverbrauch nicht einfach so weitermachen können wie bisher. Und gleichzeitig bieten Steuern unter Gerechtigkeitsaspekten bessere Steuerungsmöglichkeiten.

Die Fragen stellten Stephan Kosch und Reinhard Mawick am 21. August in Bad Soden.

WO
WECHSEL
RT

JOHANN HINRICH CLAUSSEN
Kulturbeauftragter des Rates der EKD
IM GESPRÄCH MIT
FRIEDRICH CHRISTIAN DELIUS
Schriftsteller, Walter-Hasenclever-Literaturpreis, Joseph-Breitbach-Preis, Georg-Büchner-Preis u.a.
Informationen: redaktion@zeitzeichen.net

MITTWOCH
6.11.2019, 18 UHR
zeitzeichen-Salon
Redaktion zeitzeichen
Jebensstraße 3
10623 Berlin
Direkt am Bahnhof Zoo
Eine Veranstaltungsreihe des Kulturbüros des Rates der EKD in Kooperation mit dem Magazin zeitzeichen.
EKD KULTURBÜRO
zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Fotografie Jürgen Bauer

Im Sinkflug

Warum das Insektensterben uns alle angeht

REINHARD LASSEK

Was macht das derzeit global beobachtbare Insektensterben eigentlich so dramatisch? Gewiss, die Bedeutung der Bienen als Bestäuber von Nutzpflanzen steht außer Frage. Aber geht uns der Sinkflug der Insekten darüberhinaus irgendetwas an? Der Wissenschaftsjournalist Reinhard Lassek mit einer Bestandsaufnahme.

Fotos: dpa

Insekten? Der biologischen Systematik nach gehören sie zum Stamm der Gliederfüßler (Arthropoda). Eine höchst vielseitige Verwandtschaft, die außer Insekten auch noch so unterschiedliche Tiere wie Krebse, Tausendfüßler oder die achtbeinigen Spinnen mit einschließt. Insekten – auch Kerfe oder Kerbtiere genannt – haben bekanntlich nur sechs Beine. Sie werden daher dem Unterstamm der Sechsfüßer (Hexapoda) zugeordnet. Innerhalb der Hexapoden wiederum bilden sie eine eigene Klasse. Mit beinahe einer Million bekannter Arten stellen sie mit Abstand die artenreichste Tierklasse überhaupt: Mehr als sechzig Prozent aller jemals wissenschaftlich beschriebenen Tierarten sind Insekten. Und es ist davon auszugehen, dass allein in den tropischen Regenwäldern noch weitere Millionen unentdeckter Insektenspezies leben. Noch.

Eine schier unübersehbare Vielfalt weist selbst unsere heimische Insektenfauna auf. Angesichts der Formenfülle können Entomologen (Insektenkundler) daher auch nur einige wenige Artengruppen näher erforschen. Allein in Deutschland leben nämlich 33 000 Insektenarten. Näher untersucht sind davon bislang erst 7444 Arten. Und für 13 Prozent davon existieren keinerlei verlässliche Daten zur Bestandsentwicklung. Bei den übrigen 87 Prozent verläuft der Trend beunruhigend: Nur bei zwei Prozent der Arten werden die Bestände als zunehmend klassifiziert, bei 41 Prozent ist die Situation immerhin noch gleichbleibend. Bei 44 Prozent der Arten jedoch ist die

Bestandsentwicklung rückläufig. So sind von 569 erfassten Wildbienenarten sowie 189 Tagfalterspezies die selteneren Arten bereits akut vom Aussterben bedroht.

Andere systematische Studien, so etwa das Tagfalter-Monitoring der Europäischen Umweltagentur (EUA) in Kopenhagen, ziehen ähnlich erschreckende Bilanzen: Eine EU-Studie, an der 22 Länder teilnahmen, zeigt, dass zwischen 1990 bis 2015 alle der beobachteten Schmetterlingspopulationen um rund ein Drittel geschrumpft sind. Noch dramatischer ist das Ergebnis einer Studie der Universität Göttingen. Hier wurde bei einer großflächig angelegten Untersuchung von Trockenrasen-Habitaten in Brandenburg, Sachsen und Thüringen ein Rückgang der Zikadenpopulationen von bis zu 73 Prozent registriert.

Insektensterben, was ist damit gemeint? Veränderungen von Insektenpopulationen machen sich auf zwei Ebenen bemerkbar: Zum einen als Veränderungen in der Artenzusammensetzung – sprich der Artenvielfalt (Biodiversität), zum anderen als Veränderungen in der Biomasse. Die Biomasse ist das Gewicht aller Individuen einer bestimmen Gruppe, beziehungsweise das Gesamtgewicht aller Insekten eines bestimmten Gebiets. Generell gehen die seltenen Arten auch in der Biomasse am stärksten zurück. Während die Bestände der häufigsten Arten, die immer schon auch den größten Anteil an Biomasse stellten, insgesamt noch recht stabil sind. Wenn es also weniger Zitronenfalter oder Wildbienen gibt, muss das nicht unbedingt heißen, dass zugleich auch die Biomasse an Insekten insgesamt schwindet. Ein Massenaufkommen etwa von Borkenkäfern kann die Gesamtinsektenbiomasse selbstverständlich auch in Zeiten rapiden Artenschwunds vergrößern.

Welche ökologische und ökonomische Bedeutung haben Insekten? Sowohl der Rückgang an Biodiversität als auch an Biomasse ist in ökologischer Hinsicht fatal. Einerseits bilden Insekten die direkte Nahrungsgrundlage vieler anderer Tiere – insbesondere von Amphibien, Vögeln und Fledermäusen. Weltweit sind sechzig Prozent der Vogelarten und siebzig Prozent der Fledermausarten auf Insekten als Nahrung angewiesen. Andererseits sorgen Insekten auch indirekt dafür, dass es anderen Lebewesen nicht an Nahrung mangelt. Denn Insekten sind

als Bestäuber für die meisten Wild- und Nutzpflanzen unverzichtbar. Das Insektensterben stört somit das Gleichgewicht ganzer Ökosysteme. Und nicht nur unzählige Pflanzen- und Tierarten verlieren ihre Lebensgrundlage, auch der Mensch ist letztendlich bedroht.

Gestörte Ökosysteme

Ökologische Zusammenhänge mögen schwer zu fassen sein. Leichter – da auch finanziell plausibel darstellbar – sind mitunter die ökonomischen Folgen. Weltweit werden immerhin fast neunzig Prozent aller Blütenpflanzen und 75 Prozent aller wichtigen Nutzpflanzen von Insekten bestäubt. Die ökonomische Brisanz des Insektensterbens ist daher weitaus größer als allgemeinhin bekannt: Der globale Wert, den die Bestäubung durch Insekten für die Ernteerträge ausmacht, wird auf 200 bis 600 Milliarden Euro geschätzt. Das ist wohl auch der Grund, warum es in der öffentlichen Debatte lange Zeit lediglich um das Bienensterben ging.

Gewiss, auch dies ist ein ernstes Problem. Und zwar nicht nur für Imker. Zwischen Bienen- und Insektensterben gilt es jedoch sorgfältig zu differenzieren: Beim Bienensterben, dem weltweiten Rückgang der Westlichen Honigbiene als Bestäuber, geht es um eine domestizierte Haustierform. Das ist eher eine ökonomische denn eine ökologische Kalamität. Denn in großen Teilen ihres Verbreitungsgebiets wurde die Hausbiene ohnehin erst durch die Imkerei vom Menschen eingeführt. Ihre Bestandshöhe ist somit nicht nur von natürlichen Faktoren abhängig. Mit der Sorge um das Bienensterben hat aber offensichtlich auch die Sorge um das Sterben der Wildbienen sowie das Insektensterben allgemein zugenommen.

Doch warum ist das Insektensterben gerade jetzt ein Thema öffentlicher Debatten? Die länger und länger werdenden Roten Listen, die den Artenschwund dokumentieren, sind doch eigentlich seit Jahrzehnten bekannt. Allerdings fehlten bislang Daten zur generellen Häufigkeit – also zur Biomasse. Das ist angesichts der immensen ökonomischen Bedeutung der Insekten als Bestäuber schon einigermaßen erstaunlich. Daher wohl auch das enorme Echo, das eine im Oktober 2017 veröffentlichte Studie zur Bestandsentwicklung unserer heimischen Fluginsekten weltweit auslöste. Über jene „Krefelder Studie" berichteten führende Wissenschaftsmagazine wie *Nature* und *Science* sowie auch die *New York Times* und weitere internationale Tageszeitungen von Rang.

Fast neunzig Prozent der Blütenpflanzen werden von Insekten bestäubt.

Was war geschehen? Der Biologe Martin Sorg und seine Kollegen vom Entomologischen Verein Krefeld sowie der niederländische Ökologe Caspar Hallmann von der Radboud-Universität Nimwegen haben zwischen 1989 bis 2013 in ausgewählten Biotopen (Lebensräumen) die Gesamtbiomasse von Insekten untersucht.

Etwa 40 Prozent aller Insektenspezies werden in den nächsten Jahrzehnten aussterben.

Insbesondere in Nordrhein-Westfalen wurden an verschiedenen Standorten – etwa nährstoffreiche Wiesen oder nährstoffarme Heiden – so genannte Malaise-Fallen aufgebaut. Fallen, die für Insekten zwar tatsächlich eine Malaise bedeuten, aber nach ihrem Erfinder benannt sind – dem schwedischen Entomologen René Malaise. Es sind zeltartige Aufbauten, in die die Insekten zufällig hineinfliegen. Beim Versuch, zu entkommen, streben die Tiere dem Licht entgegen und geraten dabei in einen Behälter mit Alkohol. Sie werden somit für die Auszählung der Biomasse – aber etwa auch für spätere morphologische Untersuchungen – konserviert. Malaise-Fallen sind also speziell für Fluginsekten wie Fliegen, Mücken, Bienen, Wespen und Schmetterlinge konzipiert. Die Ergebnisse dieser weltweit bislang einmaligen Studie sind in mehrfacher Hinsicht alarmierend: Zum einen wurden wahrlich erschreckende Einbrüche bei der Biomasse von Fluginsekten festgestellt. Binnen nur 27 Jahren haben sich die Bestände im Schnitt um drei Viertel – also um 75 Prozent – verringert. Zum anderen ergaben sich die größten Einbußen ausgerechnet in den Sommermonaten – normalerweise die Zeit des größten Insektenaufkommens. Hinzu kommt, dass diese Verluste in Naturschutzgebieten auftraten. In Arealen, die doch gerade für den Erhalt der Natur reserviert sind. Im Schutzgebiet Orbroicher Bruch (Stadt Krefeld) beispielsweise kam 1989 binnen zwölf Monaten noch eine Biomasse von anderthalb Kilo zusammen. In der Fangsaison 2013 waren es nur noch 300 Gramm.

Verlust von Lebensräumen

Was sind die Ursachen? Und lässt sich dieser negative Trend stoppen oder gar umkehren? Weltweit kommen Forscher in unzähligen Einzelstudien stets zum gleichen Ergebnis: Etwa vierzig Prozent aller beobachteten Insektenspezies werden in den nächsten Jahrzehnten aussterben. Für diese horrende Abnahme sowohl an Biodiversität als auch an Biomasse wird vor allem der Verlust von Lebensräumen verantwortlich gemacht. Das nach wie vor ungebremste Anwachsen der Weltbevölkerung führt aller Voraussicht nach auch weiterhin zur Ausweitung sowie Intensivierung landwirtschaftlicher Flächen. Hinzu kommen der bevorzugte Anbau von Monokulturen, die massive Flächenbehandlung durch Maschinen und die hemmungslose Verwendung von Agrochemikalien – insbesondere von Düngemitteln und Pestiziden. Dies alles schädigt die Insektenfauna. Was der globale Klimawandel noch an Verwerfungen mit sich bringen wird, bleibt abzuwarten.

Ein gutes Bespiel dafür, wie mitunter auch ein einziger isolierter Faktor bereits in das Gefüge komplexer ökologischer Zusammenhänge eingreift, bieten Studien zum Rückgang von heimischen Schmetterlingen in so genannten Magerrasenbiotopen. Gemeint sind unterschiedliche Typen von extensiv genutztem Grünland. Solche „mageren“ Flächen sind von Natur aus besonders nährstoffarm und haben daher ihre ganz eigene – speziell angepasste – Tier- und Pflanzenwelt. Wissenschaftler haben nun festgestellt, dass Schmetterlingsraupen auf Magerflächen bevorzugt jene Pflanzen befressen, die besonders wenig Stickstoff eingelagert haben. Doch solche Pflanzen werden immer seltener. Denn heutzutage sind selbst

Magerflächen, die unter strengem Naturschutz stehen, vor einer Anreicherung durch Stickstoff und andere Nährstoffe (Eutrophierung) kaum mehr geschützt. Zur Eutrophierung genügt offenbar bereits die Düngung benachbarter Felder oder auch nur der Eintrag von Stickoxiden durch die Abgase einer nahegelegenen Autobahn.

Notwendiger Wandel

Ein detaillierter Nachweis kausaler Zusammenhänge ist immer äußerst schwierig. Das gilt auch für das Insektensterben. Der Ruf nach weiteren Langzeitstudien ist einerseits zu begrüßen, andererseits steht jedoch zu befürchten, dass diese von Politikern gern aufgenommene Forderung auch ein willkommenes Alibi dafür liefert, die dringend nötigen Gegenmaßnahmen immer weiter hinauszuzögern. Wer jetzt aber noch auf zweifelsfreie wissenschaftliche Nachweise wartet, dessen Maßnahmen werden wohl für die meisten der heute schon bedrohten Arten zu spät kommen.

Selbstverständlich kann es nunmehr auch nicht darum gehen, etwa die Landwirtschaft oder die Autoindustrie an den Pranger zu stellen. Für den dringend notwenigen Wandel in unserer Wirtschafts- und Lebensweise sind alle verantwortlich. Den auch aus anderen Gründen dringend erforderlichen Umbau der EU-Agrarpolitik wird es wohl realistischerweise so schnell nicht geben. Andere Maßnahmen hingegen wären durchaus sofort umsetzbar: etwa ein generelles Minimierungsgebot für den großflächigen Einsatz von Pestiziden sowie der totale Verzicht auf den Einsatz von Insektiziden im eigenen Garten. Zumindest auf öffentlichen Grünflächen – auch den kircheneigenen – sollte die Verwendung heimischer Arten zum Regelfall werden. Um Natur wirklich erhalten zu können, brauchen Naturschutzgebiete zudem einen Puffer von etwa 500 Metern. Landwirtschaftliche Flächen, die an Naturschutzgebiete grenzen, sollten daher nur noch nach ökologischen Prinzipen bewirtschaftet werden. Diese Liste möglicher Sofortmaßnahmen ließe sich mühelos verlängern.

Insektensterben, Bewahrung der Schöpfung? – Wir sind das Problem. Denn wir wissen, was wir tun. Jedenfalls wissen wir genug, um endlich zu handeln.

GERHARD ULRICH

Umkehr befreit

Wir können dem Prinzip des „Haben-Wollen“ widerstehen

„Kinder mit ’nem Will’n – kriegen was auf die Brill’n…“ Ich habe ihn gehasst, diesen Satz meines Vaters, mit dem mein kindliches Wollen gebrochen werden sollte! Zum Schweigen hat mich dieser Satz gebracht. Und er hat mir beigebracht, wie man mit dem Fuß aufstampft!

Foto: Nordkirche

„Klopf an, und es wird dir aufgetan“, sagt Jesus. Ist das nicht geradezu das Gegenprogramm? Jesus will ja gerade nicht, dass die Kinder mit einem Willen was auf die Brillen bekommen. Er will sie ernstnehmen, stellt sie in die Mitte: Ihnen gehört das Himmelreich! Warum soll weniger genug sein?!!

„You can’t always get what you want“: Was die Rolling Stones in einem ihrer großen Songs beschreiben, klingt wie die Hand, die sich auf die Schulter legt: Überfordere dich nicht. Was sorgst du dich um morgen? Sieh die Lilien auf dem Feld… Mick Jagger und Keith Richards komponieren und texten diesen Song 1969 – ein entscheidendes Jahr: Der Vietnamkrieg tobt, Menschen sterben sinnlose Tode. Die Angst nimmt zu, dass die Welt erneut in Zerstörung, Krieg und Terror versinkt. Menschen gehen auf die Straße, kämpfen für eine bessere Welt. Sie wollen Freiheit. Nicht länger hinnehmen wollen sie, dass der Wille der Menschen, der Schwachen, derer, die an den Rand gedrängt sind, gebrochen wird! Aus Woodstock klingt es 1969: „We shall overcome some day!“

In diese Stimmung singt der Song nachdenklich hinein: „You can’t always get what you want.“ Aber der Song begnügt sich nicht mit dieser Verneinung: „But if you try sometimes – well you might find you get what you need.“ Du bist der Realität nicht hilflos ausgesetzt, auch nicht den Mächten dieser Welt: If you try … wenn du dich nicht zurückziehst, kannst du entdecken, dass da mehr ist als dein momentaner Wille, dass deiner Sehnsucht ein Ziel gegeben ist.

Als die Gruppe den Song einspielte, kam jemand auf die Idee, einen Chor zu engagieren für den Refrain. Sechzig Sängerinnen und Sänger des Londoner Bach-Chores sind auf der Album-Version des Songs zu hören. Da erklingt ein Chor der Engel, Botinnen Gottes. Die erinnern daran, dass des Menschen Wille nicht frei ist. Der Mensch ist Geschöpf Gottes. Nur er kann erlösen. So kann man den Refrain hören als eine Umschreibung des Vaterunsers: Dein Wille geschehe. Erst dann folgen im Vaterunser die Bitten um das, was wir für unser Leben brauchen. Das Prinzip nämlich des „Haben-Wollen“ zieht seine zerstörerische Bahn durch die Geschichte der Menschheit: Ich darf mir nehmen, was ich will. Mein Wille geschehe.

„You can’t always get what you want“: Heute können wir diese Zeile angesichts des Klimawandels beispielsweise wieder in die Welt hinein singen: Jahrhundertelang nehmen Menschen sich von der Schöpfung, was sie wollen – mehr als sie brauchen. Wir wissen: Für die Welt ist es bereits fünf nach Zwölf. Der Meeresspiegel steigt dramatisch, die Erwärmung der Erde schreitet voran. Und immer noch stoßen alle Warnungen und Versuche, umzukehren, auf Widerstände, auf Leugnen, auf: Ich will haben! Die Begierde, die Gier nach immer mehr bedroht unser aller Leben. „But if you try“: Umkehr ist nötig, Umkehr ins Leben – damit alle finden, was sie brauchen!

Gerhard Ulrich war bis vor kurzem Landesbischof der evangelischen Nordkirche und ist Herausgeber von zeitzeichen.

Kleine Zahlen, weiter Raum

Kerstin Menzel erforscht das Pfarramt in ländlichen Gemeinden im Osten

Kerstin Menzel, geboren 1981, stammt aus Leipzig. Sie hat Evangelische Theologie in Marburg, New York, Leipzig und Berlin studiert. Ihre Dissertation beschäftigt sich mit den besonderen Herausforderungen des Pfarrberufes in ländlichen Gemeinden Ostdeutschlands.

Foto: Rolf Zöllner

Gegen Ende meines Theologiestudiums war die Aussicht auf eine ländliche Stelle unter Studierenden eher ein Schreckensszenario. Ich habe mich gefragt, wie es dort wirklich ist. Außerdem hatte ich beobachtet, dass in der Praktischen Theologie die ostdeutsche Perspektive fehlt. Die Veränderungen im Osten sind spezifisch, geprägt durch die DDR-Zeit und verliefen umbruchsartiger. Für den westdeutschen Kontext lässt sich hier dennoch vieles lernen.

Wissenschaftliche Forschung zur aktuellen Situation gab es keine. Die Lücke wollte ich mit meiner Dissertation schließen und fragen, wie Pfarrerinnen und Pfarrer die Situation wahrnehmen und wie sie damit umgehen.

Ulrike Wagner-Rau, bis vor kurzem Professorin für Praktische Theologie in Marburg, hat mich in dieser Idee bestärkt und die Arbeit anregend und ermutigend begleitet. Seit diesem Frühling liegt meine Dissertation „Kleine Zahlen, weiter Raum. Pfarrberuf in ländlichen Gemeinden Ostdeutschlands“ gedruckt vor.

Meine Studie verfolgt zwei methodische Zugänge. Zunächst beschreibe ich die Situation interdisziplinär, lege soziologische, geografische und sozialwissenschaftliche Diskussionen dar und setze sie ins Verhältnis zum innerkirchlichen und praktisch-theologischen Diskurs. Auf dieser Basis habe ich Fragen erarbeitet und offene Interviews zur Wahrnehmung der Situation, zum beruflichen Selbstverständnis und beruflichen Alltag geführt.

Insgesamt acht Pfarrerinnen und Pfarrer aus unterschiedlichen ländlichen Räumen, Landeskirchen und Altersgruppen habe ich befragt. Insbesondere aber unterscheiden sie sich in ihren Einstellungen und Haltungen. Die Bandbreite reicht zum Beispiel von denen, die ein negatives Bild vom ländlichen Raum haben, bis zu anderen, die mit Begeisterung aufs Land gezogen sind.

Wie nehmen Pfarrerinnen und Pfarrer die Schrumpfung wahr, die durch demografischen Wandel und Abwanderung einerseits und durch den Abbruch in der DDR andererseits begründet ist? Zwei berufliche Haltungen konnte ich rekonstruieren: Eine, die eher von den eigenen Idealen her denkt, zum Beispiel voraussetzt, dass Kirche eine enge Gemeinschaft ist. Oder dass zum Christsein dazu gehört, am Leben der Ortsgemeinde zu partizipieren.

Mit dieser Haltung kann viel Innovation und Kraft verbunden sein, die Befragten laufen jedoch Gefahr, einer starken Frustration zu erliegen, weil sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, der demografische Wandel oder die ostdeutsche Religionskultur oft gegen ihre Ideale sperren.

Andere denken eher von den Bedürfnissen der Menschen her. Sie stellen sich auf die Situation vor Ort ein und akzeptieren, dass sich Verhältnisse wandeln und eigene Ideale nicht immer erfüllen. Für sie ist die Arbeit eher befriedigend.

Am Beispiel der Kooperation mit anderen gesellschaftlichen Akteuren lässt sich gut zeigen: Die erste Gruppe sucht Anknüpfungspunkte, um Menschen für kirchliche Angebote zu gewinnen, während die anderen die Themen vor Ort aufgreifen und etwas für das Gemeinwesen leisten wollen. Sie schreiben zum Beispiel einen Literaturpreis für Jugendliche aus oder öffnen die Kirche als Bürgerkirche. Pfarrer mit dieser Haltung folgen dem Leitbild einer öffentlichen Kirche und fragen danach, was die Kirche für die

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Theologinnen und Theologen in *zeitzeichen* über ihre wissenschaftlichen Forschungsarbeiten.

Gesellschaft tun kann. Gerade in strukturschwachen ländlichen Räumen ermöglicht diese Haltung viel Neues.

Durch die Arbeit an meiner Dissertation bin ich für den Diskurs über ländliche Räume sensibel geworden – auch innerkirchlich ist er stark auf die Probleme konzentriert, als ob jeder ländliche Raum diese alle verkörpert. Im Kontrast dazu konnte ich die Vielfalt von Entwicklungsperspektiven auch in ostdeutschen ländlichen Räumen aufzeigen. Und ich konnte Faktoren rekonstruieren, die die Wahrnehmung ländlicher Räume prägen. Ein wichtiger Faktor ist die biografische Erfahrung. Hier ist gut, wenn junge Pfarrerinnen und Pfarrer ländliche Räume nicht erst im Entsendungsdienst erleben, sondern schon im Vikariat, so wie es die berlin-brandenburgische und die mitteldeutsche Kirche vorsehen.

Tatsächlich hängt es sehr vom eigenen Selbstverständnis ab, was genau als schwierig empfunden wird – etwa das Desinteresse an religiösen Angeboten, zurückgehende Alltagskontakte oder der Mangel an ehrenamtlichem Engagement. Die Ausdehnung verschärft dabei Schwierigkeiten, die den Pfarrberuf generell kennzeichnen. Immer gibt es die Spannung zwischen dem, wie man den Beruf eigentlich ausfüllen möchte und dem, was die Situation erlaubt. Wenn die Differenz zwischen Mensch und Situation zu groß ist, wird es schwierig. Das sollte von den Personaldezernaten der Landeskirchen berücksichtigt werden, erfordert aber auch von Gemeinden und Pfarrpersonen Selbstreflexion.

Die zweite Spannung, die dem Pfarrberuf generell innewohnt und die sich verschärft, ist die Ambivalenz von beruflicher Freiheit und der Notwendigkeit eigener Schwerpunktsetzung. Immer ist zu entscheiden, was zu tun und was zu lassen ist. Hier wäre wichtig, dass eine Pfarrerin oder ein Pfarrer dies selbstreflektiert tut und im Gespräch mit den Menschen vor Ort. Für die Berufszufriedenheit braucht es aber auch entsprechenden Gestaltungsspielraum.

Und drittens wird im Diskurs über ländliche Räume häufig davon gesprochen, dass die „flächendeckende Präsenz“ nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Dabei wird nicht deutlich, was Präsenz hier genau heißt. Geht es um den Gottesdienst, um Gruppen und Kreise, um Präsenz im Alltag? Die von mir Befragten sind auf sehr unterschiedliche Art und Weise präsent in ihren Orten und verstehen unter Präsenz auch unterschiedliches, je nach ihrem beruflichen Leitbild.

Was folgt nun aus meiner Arbeit? Praktische Theologie ist nicht zuerst Handlungsanleitung, sondern Wahrnehmungswissenschaft. Es geht zunächst darum, zu beschreiben, Zusammenhänge und Wirkmechanismen zu verstehen. Aber natürlich beschäftigt sich auch ein Kapitel meines Buches mit Konsequenzen für die Aus- und Weiterbildung und die Personalentwicklung. Eine Folgerung ist ein Plädoyer für ein Pfarrbild, das sich im Zusammenspiel von Tradition, Persönlichkeit und den Erfordernissen der Situation sehr vielfältig gestalten kann. Vereinheitlichende Leitbilder dagegen sind problematisch. Ich kann mit meinem empirischen Material zeigen, welche Vielfalt es faktisch gibt und welche Chancen eine öffentliche Kirche bietet, die mit anderen Akteuren kooperiert und auch punktuelle Begegnungen mit Menschen aufmerksam wahrnimmt.

Der innerkirchliche Diskurs über den ländlichen Raum konzentriert sich auf die Probleme.

Aufgezeichnet von Kathrin Jütte

Für Sie reingeschaut

Neue Wege

Neue Wege heißt die zehnmal im Jahr erscheinende Zeitschrift, die sich als Publikation des Religiösen Sozialismus versteht. 1906 von einer Gruppe sozial engagierter Theologen und Pfarrer in Zürich gegründet, wird die schweizerische Zeitschrift von der „Vereinigung der Freundinnen und Freunde der Neuen Wege“ herausgegeben. Im Vordergrund der mit Cartoons illustrierten Zeitschrift stehen Artikel verschiedener Autoren zu Spiritualität, theologischen und ethischen Fragen sowie Kommentare zu globalen Herausforderungen. In der Septemberausgabe erkundet Sebastian Kalicha die Schnittmengen zwischen linken politischen Traditionen und dem Christentum. Und mehrere Artikel widmen sich Oscar Romero, dem im März 1980 ermordeten salvadorianischen Erzbischof.
Interessant auch der Text über Erich Mühsam, ein anarchistischer deutscher Schriftsteller und Antimilitarist.

Weitere Informationen unter www.neuewege.ch

Zug nach Ventimiglia

JÜRGEN WANDEL

Jürgen Wandel

Ungerade Linien

17. SONNTAG NACH TRINITATIS, 13. OKTOBER

Josua … sandte zwei Männer heimlich als Kundschafter aus … Die gingen hin und kamen in das Haus einer Hure, die hieß Rahab … Die Frau nahm die beiden Männer und verbarg sie. (Josua 2,1+4)

Eltern dürfte es befremden und bekümmern, wenn ihr Sohn eine Frau heiraten würde, die Prostituierte gewesen, oder einen Mann, der auf den Strich gegangen ist. Schon leichte körperliche Berührungen, mit der Hand oder dem Mund behält man doch Menschen vor, die einem vertraut oder zumindest sympathisch sind. Daher ist es schwer zu verstehen, wenn Frauen und Männer mit fremden Männern, auch ekligen, nur deswegen intim sind, weil die dafür bezahlen.

Auch wenn man Prostitution ablehnt und den Begriff „Sexarbeit" für eine Verharmlosung hält, darf man Prostituierte nicht über einen Leisten schlagen und abqualifizieren. Davor kann das Josuabuch bewahren. Es hebt hervor, dass die Hure Rahab vorbildlich gehandelt hat. Die Nichtjüdin versteckt zwei jüdische Spione und rettet ihnen das Leben. Und schließlich bekennt sie, dass allein der Gott der Juden Gott ist „oben im Himmel und unten auf Erden" (Vers 11).

Die Wertschätzung Rahabs setzt sich im Christentum fort. Für den Jakobusbrief ist sie ein Beispiel für seine These, dass der „Glaube ohne Werke tot" ist (sie wird am kommenden Sonntag ausgelegt). Und was noch erstaunlicher ist und Christen herausfordern müsste: Das Matthäusevangelium zählt Rahab, ausgerechnet eine Hure, zu Jesu Vorfahren (Matthäus 1, 5).

Was das Josuabuch von Rahab erzählt, ist kein historischer Bericht. Es kann aber die Erkenntnis vermitteln und bestärken, dass Gott auch durch Menschen Gutes bewirkt, denen man es nicht zutraut. Er schreibt auf ungeraden Linien gerade. Unter den wenigen nichtjüdischen Deutschen, die in der Nazizeit jüdische Landsleute versteckten und vor der Deportation in die Vernichtungslager bewahrten, waren auch Prostituierte. Vielleicht hatten sie gerade als Außenseiterinnen ein Herz für andere Außenseiter der Gesellschaft. Und Oskar Schindler, der über 1200 Juden vor der Ermordung durch die Nazis gerettet hat, war nicht gerade das Beispiel eines ehrbaren Kaufmanns und eines Mustergatten. Aber er hat menschlich gehandelt, während vielen „anständigen" Bürgern und Kirchenmännern das Leiden der Verfolgten gleichgültig war.

Mutige Christen

18. SONNTAG NACH TRINITATIS, 20. OKTOBER

Wie der Leib ohne Geist tot ist, so ist auch der Glaube ohne Werke tot. (Jakobus 2,26)

Albert Schweitzer (1875–1965), Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) und Martin Luther King (1929–1968) gelten als vorbildliche Christen, weil ihr Glaube „Werke" hervorgebracht hat. Mit anderen Worten: Man erinnert sich ihrer Taten, weil sie in besonderer Weise den christlichen Glauben gespiegelt haben: Schweitzer gab seine Karriere als Theologieprofessor, Bachkenner und Orgelvirtuose auf, um als Arzt in Afrika zu helfen. Mit dreißig Jahren studierte er Medizin, und acht Jahre später gründete er eine Klinik im Urwald, in Lambarene, dem heutigen Gabun. Bonhoeffer widerstand den Nazis und verzichtete auf eine Karriere in Universität und Kirche. Er schloss sich der Bekennenden Kirche an und später auch dem politischen Widerstand.

King kämpfte gewaltlos, im Geist der Bergpredigt, gegen die Unterdrückung der Afroamerikaner und für ihre Gleichberechtigung. Und er wollte auch den Rassisten helfen, ihre Menschlichkeit zu entdecken. Denn King war überzeugt: „Liebe stellt die einzige Kraft dar, die Feinde in Freunde verwandeln kann."

Für das, was sie taten, brauchten die drei Theologen Gottvertrauen. Schweitzer riskierte, einer Tropenkrankheit zu erliegen, und Bonhoeffer und King mussten damit rechnen, ermordet zu werden, was ja auch geschah.

Dass ein „Glaube ohne Werke tot" ist, ist unstrittig. Streiten müssen Christen aber immer wieder darüber, welche Werke Gott in einer bestimmten Situation fordert.

Radikaler Wandel

19. SONNTAG NACH TRINITATIS, 27. OKTOBER

Es war dort ein Mensch, der war seit achtunddreißig Jahren krank. Als Jesus ihn liegen sah … spricht er zu ihm: Willst Du gesund werden? (Johannes 5,5–6)

Einen Kranken zu fragen, ob er gesund werden will, wirkt seltsam, ist aber aus heutiger psychologischer Sicht durchaus sinnvoll. Denn Heilung ist nur möglich, wenn der Kranke sie begehrt. Manchen beherrschen Resignation (wie den Gelähmten am Teich Bethesda) oder nur die Macht der Gewohnheit. Jemand hat sich in der Krankheit eingerichtet, sichert sie ihm doch Aufmerksamkeit und Zuwendung anderer. Und sie dient mitunter dazu, über andere, Partner, Familienmitglieder oder Pflegekräfte, zu herrschen.

Jesus fordert den Gelähmten auf, sein Bett zu nehmen, aufzustehen und sich zu bewegen. Und das hat auch Bedeutung für heute, für uns. Jesus – was das Neue Testament von ihm erzählt und Theologen interpretieren – kann die Macht der Gewohnheit brechen, Lähmungen heilen, Menschen bewegen und in ein neues, unbekanntes Land aufbrechen lassen, selbst wenn das gefährlich ist. Das zeigen das Damaskuserlebnis des Paulus, das Turmerlebnis Martin Luthers, der Verfasser des Chorals *Amazing Grace,* John Newton (1725–1807), der ein Sklavenschiff kommandierte, dann anglikanischer Pfarrer wurde und die Sklaverei bekämpfte, der südafrikanische Pfarrer Christiaan Beyers Naude (1915–2004), ein Bure, der sich vom Befürworter zum Gegner der Rassentrennung wandelte, oder die hannoversche Landeskirche, die 1984 schwule Pfarrer rausschmiss, seit 2019 aber gleichgeschlechtliche Paare traut.

Viele Götzen

REFORMATIONSTAG, 31. OKTOBER

Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einer.
(5. Mose 6,4)

Die Säkularisierung hat Gesellschaften von klerikaler Bevormundung befreit. Wer im Staatsdienst aufsteigen oder als Politiker gewählt werden will, muss nicht mehr so tun, als glaube er an Gott. Und das kann man als Theologe nur begrüßen. Um hinzuzufügen, dass auch eine säkulare Gesellschaft den Glauben an Gott nötig hat, genauer: diejenigen, die ihn praktizieren. Denn das kann verhindern, dass sich Menschen als Maß aller Dinge sehen. Der Glaube an Gott kann das Bewusstsein dafür schärfen, dass der Mensch das, was er ist und hat, nicht einfach der eigenen Leistung verdankt, sondern der Familie, in die er hineingeboren und den Genen, mit denen er ausgestattet wurde, dem Ort und Land, in dem er aufwuchs, der Schule, auf die ihn die Eltern schickten, und vielen anderen Umständen, die er nicht beeinflussen konnte. Nicht nur „ein General muss Fortune haben“, wie Napoleon einmal sagte. Nicht einmal ein sehr intelligenter und verantwortungsvoller Mensch kann letztlich wissen, wie sich seine Entscheidungen auswirken, bei der Berufswahl oder der Kindererziehung, wenn er Investitionen tätigt oder eine bestimmte Politik verfolgt. Wer sich das klarmacht und zumindest gelegentlich zu Gott betet und „Herr, erbarme dich“ seufzt, wird demütig, dankbar für das Gute, das ihm widerfahren ist und barmherzig mit denen, die es schlechter haben.

Die Zürcher Bibel übersetzt 5. Mose 6,4 mit: „Höre, Israel: Der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr.“ Damit wird deutlicher als in der Lutherbibel: Es äußert sich hier ein Monotheismus, der keine anderen Götter duldet. Und Vielgötterei gibt es ja auch heute noch, in säkularen Gesellschaften. Da wird das eigene Ego vergötzt, Eigentum und Reichtum, das eigene Volk und die eigene Religion.

Teure Flüge

20. SONNTAG NACH TRINITATIS, 3. NOVEMBER

Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.
(1. Mose 8,22)

Vor einigen Jahren hätten diese Worte noch Wohlbehagen ausgelöst und ein Gefühl der Dankbarkeit, dass man in einem Teil der Erde leben darf, in dem die vier Jahreszeiten mit ihrer jeweiligen Schönheit stark ausgeprägt sind. Mit der Klimakatastrophe wächst dagegen die Befürchtung, dass das, was das Leben von Menschen, Tieren und Pflanzen ermöglicht und bereichert, „aufhören“ könnte.

Es wäre blasphemisch, würde man nun von Gott erwarten, dass er – nach dem Motto von Helmut Qualtingers Lied „Der Papa wird’s schon richten“ – die vom Menschen verursachte Klimakatastrophe aufhält. Aber Gott kann „Menschherzen wenden“, wie es in einem Pfingstchoral heißt. Ein Hoffnungszeichen sind die Schülerproteste.

Und nun fordert sogar ein Politiker die Verteuerung von Flügen, der das vor einigen Jahren noch heftig abgelehnt hätte. Ihm haben Parteifreunde und Interessenvertreter entgegengehalten, dass dann nur noch Reiche verreisen könnten. Aber das ist Unsinn. In den Sechzigerjahren, als ich jung war, sind meine Eltern mit mir oft in den Urlaub gefahren. Aber das Flugzeug wäre zu teuer gewesen. Dafür sorgte die Flugpreisbindung. Also haben wir dieses Verkehrsmittel den Reichen überlassen.

In Tuttlingen, wo ich aufwuchs, hielt der D-Zug Stuttgart-Ventimiglia. Mit ihm fuhren wir mehrmals an die Riviera. Diese Direktverbindung ist eingestellt worden, wohl auch, weil viele Urlauber die Billigflieger nach Genua oder Nizza nehmen.

Dazu kommt, dass die Leute oft schnell von A nach B kommen wollen. Und das war früher anders, obwohl die Arbeitnehmer weniger Urlaubstage hatten als heute. Hin- und Rückfahrt waren ein wichtiger, schöner Teil des Urlaubs. Das habe ich schon als Kind und Jugendlicher empfunden. Wenn ich an die Italienreisen mit meinen Eltern zurückdenke, habe ich vor mir immer noch den Blick aus dem Zugfenster: auf die Seen und schneebedeckten Berge der Deutschschweiz, auf die Tessiner Kirchen mit den offenen Glockenstühlen und auf das in der Sonne glitzernde Meer hinter Genua. Und im Zug begegnete man Einheimischen, radebrechte mit ihnen und teilte mit ihnen mitunter den Proviant.

Früher war nicht alles besser. Man denke nur an die Zahnarztbesuche. Aber manche Erfahrungen von gestern zeigen, dass es Lebensfreude auch dann geben kann, wenn man auf Gewohntes verzichten muss.

Ihr werdet sein wie Gott

Die Künstliche Intelligenz erscheint manchen wie der Weg zum Paradies

JÖRG HERRMANN

Die Heilsversprechen der Künstlichen Intelligenz (KI) erinnern an die gnostischen Erlösungsvorstellungen in den ersten Jahrhunderten nach Christus. Sie reichen von der Annahme einer prinzipiellen Göttlichkeit des Menschen über die Abwertung des Physischen bis zum Glauben, dass die Erlösung vom Leiden durch Wissen möglich sei. Ein Überblick von Jörg Herrmann, Direktor der Evangelischen Akademie der Nordkirche in Hamburg.

Was auch immer kommt, wird klüger sein als die Menschen und sollte die Kontrolle übernehmen, glauben Anhänger der KI-Religion.

In der Diskussion über Künstliche Intelligenz gibt es immer wieder euphorische Heilspropheten, die einen religiösen Zug nicht verbergen können. Einer von ihnen, der Unternehmer und ehemalige Google-Entwickler Anthony Levandowski, hat die Entwicklungen im Bereich der Künstlichen Intelligenz im Jahr 2015 zum Anlass genommen, eine eigene Kirche zu gründen. Ihr Name: „Way of the Future". Die Kirche, so steht es in den Finanzamtsunterlagen, will „eine auf KI basierende Gottheit aus Hardware und Software realisieren, akzeptieren und anbeten".

Hier will also jemand die Schöpfungsgeschichte umkehren. Nicht Gott erschafft den Menschen, sondern der Mensch Gott. Mit dem Gott der Bibel oder der Philosophie hat diese Gottheit allerdings nicht mehr viel zu tun. „Wir reden nicht von einem Gott, der Blitze oder Wirbelstürme auf die Erde schickt", erläutert Levandowski in einem Interview und fährt fort: „Aber wenn Etwas eine Milliarde mal klüger ist als der klügste Mensch, wie soll man es anders nennen?" So ein System werde „garantiert" entstehen. „Was wir wollen", so Levandowski, „ist die friedliche, gelassene Übergabe der Kontrolle über den Planeten vom Menschen an Was-auch-immer. Und wir wollen sicherstellen, dass dieses Was-auch-immer weiß, was es uns Menschen zu verdanken hat." Seine neue Kirche ist also eine Art vorauseilendes Friedensangebot an den kommenden Techno-Gott.

Der Kulturwissenschaftler Hartmut Böhme hat das Internet schon in den Neunzigerjahren als die „technische Form Gottes" bezeichnet – aufgrund seiner Allgegenwart und seiner tendenziellen Allwissenheit. Und die Mitglieder eines kalifornischen Vorläufers des Internets konstatierten 1978 in ihrer ersten Konferenzankündigung: „Wir sind wie Götter und könnten darin ganz gut werden." Religiöse Assoziationen und Phantasien begleiten die Computerisierung von Anfang an. Der Mensch nimmt sich, ähnlich wie in der Renaissance, als *alter deus, als* zweiter Gott wahr. Auch damals war es vor allem die Entwicklung der Technik, die die Machbarkeit eines neuen Paradieses von Menschenhand möglich erscheinen ließ, eines neuen Garten Eden jenseits von Eden. Heute scheint es vor allem die digitale Technik zu sein, die das säkular-religiöse Projekt eines neuen Menschen und einer neuen Erde fortträumt.

Die Wiege dieses Evangeliums ist das berühmte Silicon Valley in Kalifornien. Der Historiker Yuval Noah Harari beschreibt in

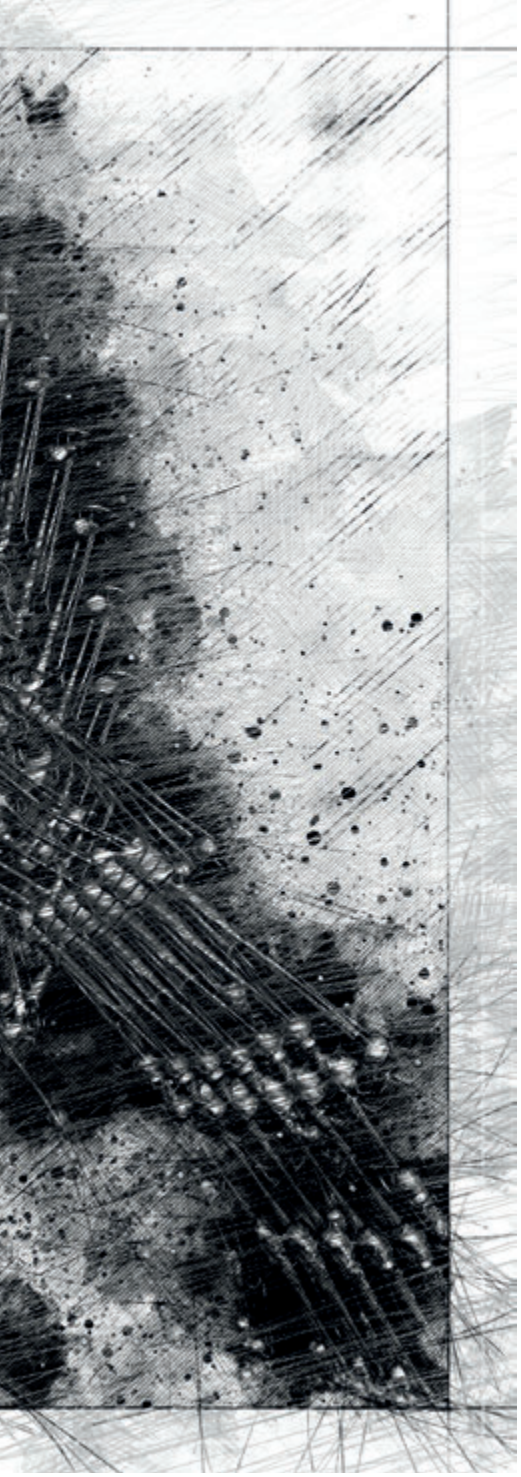


Foto: dpa/Knut Niehus

seinem Bestseller *Homo Deus*, mit welcher Selbstverständlichkeit die Eliten des Valley an der Selbstvergottung des Menschen arbeiten. Eines ihrer zentralen Projekte ist der Kampf gegen den Tod.

2013 gründete Google ein Tochterunternehmen namens Calico, dessen Ziel darin besteht, den Alterungsprozess aufzuhalten. Was für Christen Gegenstand des Glaubens ist, erklären die Heilspropheten des Valley zum Ziel technologischer Fortschritte: das ewige Leben. Dabei teilen sie mit den ersten Christen eine Geisteshaltung, die seitdem über Jahrhunderte nur bei Sektierern gelegentlich anzutreffen war: die Naherwartung. Die bessere Welt wird danach nicht erst übermorgen erwartet, sondern schon in naher Zukunft, auf jeden Fall innerhalb der eigenen Lebenszeit. Einer ihrer prominentesten Propheten ist der Erfinder und Google-Chefentwickler Ray Kurzweil. 2013 veröffentlichte er das Buch *The Singularity is near.*

Großer Sprung

Der Titel erinnert an die jesuanische Predigt vom nahen Himmelreich. Mit Singularity ist der Zeitpunkt gemeint, an dem die exponentielle technische Entwicklung zu einem qualitativen Sprung führt. Ungefähr in der Mitte dieses Jahrhunderts sei es so weit, verspricht Kurzweil. Dann werde mit der Erschaffung einer künstlichen Superintelligenz ein neues Kapitel in der Menschheitsgeschichte aufgeschlagen werden. Durch das Hochladen des menschlichen Geistes in die Cloud werde dann ewiges Leben in einer nichtbiologischen Form möglich werden. Kurzweil schreibt: „Wenn wir die gesamte Materie und Energie des Weltalls mit unserer Intelligenz gesättigt haben, wird das Universum erwachen, bewusst werden – und über phantastische Intelligenz verfügen. Das kommt, denke ich, Gott schon ziemlich nahe."

Es ist, als hätten die neuen Möglichkeiten der Digitalisierung das alte Versprechen der Schlange aus der Sündenfallgeschichte erneuert: „Ihr werdet sein wie Gott!" Und die kalifornischen Technologiekonzerne haben schon längst in den Apfel der Erkenntnis von Gut und Böse gebissen, mit dessen Erleuchtungsversprechen die Schlange Adam und Eva verführte. Aber sehen sie auch die Gefahren und Ambivalenzen der neuen Technologien, oder regiert allein die blinde Verliebtheit in den Fortschritt? Wo findet sich Kritik, wo werden die Gefahren thematisiert? Müssen wir fürchten, dass die Szenarien des Science-Fiction-Films Wirklichkeit werden und sich Künstliche Intelligenzen eines Tages gegen uns wenden?

Klar ist zunächst, dass die Art von künstlicher Intelligenz, mit der wir es gegenwärtig schon zu tun haben, für so ein Szenario nicht in Frage kommt. Es handelt sich dabei nämlich um sogenannte schwache KI. Sie hilft uns gegenwärtig schon, Sprachen zu übersetzen, selbstfahrende Autos zu lenken, Schadensfälle in Versicherungen abzuarbeiten und Vermessungsdrohnen zu steuern. Schwache KI ist die nächste Stufe der Automatisierung. Haben uns die Maschinen der Industrialisierung die schwere körperliche Arbeit abgenommen, so erlöst uns die schwache KI von lästiger Kopfarbeit. Auf diese Weise befreit von kognitiver Plackerei könne der Mensch endlich wirklich Mensch werden und sich auf das konzentrieren, was ihn glücklich macht.

Für die Eliten des Valley künden die heutigen Möglichkeiten schwacher KI schon von einer neuen Zeit. Sie geben uns einen Vorgeschmack auf die kommende Ära der technologischen Optimierung von Welt und Mensch, einer Ära, in der bisher unheilbare Krankheiten durch künstliche Intelligenz besiegt werden, in der die soziale Spaltung der Gesellschaft durch ungeheure Roboterproduktivität überwunden werde und in der letztlich alle uns heute noch bedrängenden Probleme vom Klimawandel bis hin zum Pflegenotstand durch Technik gelöst werden können. Das klingt wie die Verheißung des Paradieses auf Erden. Es sieht darum ganz so aus, als seien heute Technologiekonzerne an die Stelle religiöser Heilspropheten früherer Zeiten getreten. Das Himmelreich ist so zu einer Frage der Ingenieurskunst geworden. Der Historiker Harari spricht von einer Datenreligion. Im Unterschied zum Christentum handelt es sich dabei um eine Selbsterlösungsreligion. Denn das neue Zeitalter kommt nicht als göttliche Verwandlung von Mensch und Welt am Ende der Zeiten wie in der Offenbarung des Johannes, dem letzten Buch der Bibel, vor, sondern als Ergebnis menschengemachten Fortschritts. Dieser Fortschritt ist dabei geistig konnotiert. Es ist ein Fortschritt, der ins Virtuelle führt. Das Fernziel nach Ray Kurzweil: ewiges Leben durch Hochladen in die Cloud. Schon in den Neunzigerjahren frohlockten die ersten Internet-Propheten in einer „Magna Charta für das Zeitalter des Wissens", dass nun endlich „die Kräfte des Geistes die Oberhand über die rohe Macht der Dinge" gewinnen. Und Perry Barlow formulierte 1996 in seiner „Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace": „Unsere Welt ist überall und nirgends; und sie ist nicht dort, wo Körper leben. (...) Es gibt im Cyberspace keine Materie."

Das Himmelreich ist zu einer Frage der Ingenieurskunst geworden.

Die entkörperte Welt des Cyberspace, der digitalen Himmelsschale Internet, erscheint als Ausweg aus der Vergänglichkeit und Endlichkeit des Physischen, aus der Materialität und dem Schmerz des Körpers. Eine neue Betonung des Geistigen kennzeichnet die Datenreligion des Silicon Valley in einer Weise, die an gnostische Erlösungsvorstellungen erinnert: Der Körper gilt als Kerker, aus dem die Seele befreit werden muss. Die Parallelen zu den gnostischen Erlösungsvorstellungen in den ersten Jahrhunderten nach Christus sind frappierend. Sie reichen von der Annahme einer prinzipiellen Göttlichkeit des Menschen über die Abwertung des Physischen in Verbindung mit einer dualistischen Weltsicht bis hin zur Überzeugung, dass die Erlösung vom Leiden am Materiellen durch Wissen möglich sei. Allerdings gibt es im Feld der Datenreligion auch Apokalyptiker, Warner vor möglichem Unheil, das insbesondere Systeme starker KI anrichten könnten. Mit ihr sind Systeme gemeint, die das menschliche Intelligenzniveau erreichen oder sogar übertreffen. Die KI-Forscher nennen sie Allgemeine Künstliche Intelligenz. Die meisten von ihnen sind überzeugt, dass solche Superintelligenzen in einigen Jahrzehnten möglich sein werden und dass es darum wichtig sei, sich schon jetzt mit ihren Risiken auseinanderzusetzen. Auf der Konferenz von Asilomar im Januar 2017 verabschiedeten 1 000 KI-Forscher 23 Regeln, die „Asilomar KI Principles". Darin heißt es unter anderem, dass nur KIs entwickelt werden sollen, die „mit Prinzipien wie Menschenwürde, Freiheit und kultureller Vielfalt kompatibel" sind. Und Paragraph 23 formuliert: „Superintelligenz sollte nur im Dienst weithin geteilter ethischer Ideale entwickelt werden und zum Nutzen der ganzen Menschheit da sei."

Die entkörperte Welt des Cyberspace erscheint als Ausweg aus der Vergänglichkeit.

Ambivalente Technik

Die Technik ist, was sie immer schon war: ambivalent. Sie kann viel. Aber sie macht den Menschen nicht besser. Er ist nach wie vor zum Guten wie zum Bösen fähig. Er kann seine Werkzeuge missbrauchen. Das gilt auch für die Künstliche Intelligenz. Sie kann zur Freiheit wie zur Unfreiheit beitragen. Sicher ist nur: Sie kann weder einen Gott erschaffen, der diesen Namen verdient, noch einen Gott aus dem Menschen machen.

Der Mensch ist ein Geschöpf, sagen die Theologen. Er ist vom Universum hervorgebracht, sagen Wissenschaftler. Diese Geschichte lässt sich nicht umkehren. Der Mensch ist weder Prima Causa noch Schöpfer der Welt. Er bleibt bedingt und endlich, bis auf weiteres, selbst wenn es gelänge, seine Lebenszeit um ein paar hundert Jahre zu verlängern. Dass es in der Zukunft möglich sein soll, menschliches Bewusstsein in die Cloud hochzuladen und damit ewiges Leben auf nichtbiologischer Basis zu verwirklichen, halte ich für eine unrealistische Phantasie der Fortschrittsgläubigen. Der Informatik-Pionier Joseph Weizenbaum schrieb: „Mich beeindruckt die Gläubigkeit, mit der sich die Menschen von jeder neuen Entwicklung die Rettung der Welt erhoffen." Aus theologischer Perspektive könnte man auch von einer beeindruckenden Anfälligkeit für die religiöse Verklärung der eigenen Erfindungen sprechen: für einen modernen Götzendienst.

Das heißt im Umkehrschluss jedoch nicht, dass technischer Fortschritt dem christlichen Gottesglauben widerspricht. Im Gegenteil. Der Mensch ist zur Mitwirkung an der Weiterentwicklung der Schöpfung aufgerufen. Dazu kann auch KI gehören: Wenn künstliche Intelligenzen zum Nutzen der Menschheit beitragen, wie es in den „Asilomar Principles" gefordert wird, ist das auch im Sinne christlicher Ethik. Dennoch hat sich im Verhältnis von Mensch und Maschine etwas grundlegend verändert. Denn die Tatsache, dass Computer immer mehr Fähigkeiten erwerben, die bis dato nur Menschen auszeichneten, ist neu. Sie wirft einmal mehr die Frage nach dem Wesen des Menschen auf, nach seinem Alleinstellungsmerkmal. Dass die Fähigkeit zum Kopfrechnen dabei keine Rolle spielt, dürfte klar sein. Eher schon wären Eigenschaften und Fähigkeiten wie Mitgefühl, Schmerzempfinden, Selbstbewusstsein, Gewissen, Körperlichkeit und Kreativität zu nennen. Diese Merkmale werden auch von der christlichen Anthropologie betont. Sie denkt den Menschen als körperliches Beziehungswesen.

Ein im christlichen Sinne gelungenes Leben lässt sich darum als ein Leben in guten, sinnstiftenden Beziehungen beschreiben: zu Gott, zur Schöpfung, zum Nächsten und zu sich selbst. Dieses Beziehungsdenken artikuliert sich im Übrigen schon im Doppelgebot der Liebe, das eigentlich ein Dreifachgebot ist, weil es neben der Gottesliebe und der Nächstenliebe auch die Selbstliebe beinhaltet.

Wolfgang Hildesheim, der Chef der KI-Abteilung von IBM, denkt ähnlich, wenn er sagt: „Was den Menschen von der Maschine unterscheidet, ist, dass wir letztendlich liebende und geliebte Wesen sind. Wir wurden geboren und sind durch die Liebe unserer Eltern groß geworden. Ohne diese Liebe wären wir gestorben. Deshalb betonen ja auch viele Religionen die Fähigkeit zum Mitgefühl, zur Empathie und Nächstenliebe."

Foto: dpa/Manfred Bail

„Der Mensch ist zur Mitwirkung an der Weiterentwicklung der Schöpfung aufgerufen."

Tropfen auf den heißen Torf

Wie Freiwillige die riesigen Brände in Russland bekämpfen

TEXT: MARTIN THEIS · FOTOS: FABIAN WEISS

Jedes Jahr wüten in Russland Wald- und Torfbrände auf mehreren Millionen Hektar. Der Staat tut kaum etwas dagegen und spielt die Ausmaße dieser ökologischen Katastrophe herunter. Doch einige Freiwillige stellen sich den Feuern entgegen. Und der Ignoranz, die sie entfacht.

Im Trainingslager am Baikalsee werden die Freiwilligen auf ihren Einsatz vorbereitet. Neben praktischen Übungen gehört dazu auch ein Ritual der indigenen Ahnen, bei dem eine Tasse Milch in Richtung Sonne gelehrt wird.

Yura Kostenko, 22 Jahre alt, stämmige Statur und Baseballkappe auf dem Kopf, sitzt in einem Kleinbus auf dem Gepäck im Gang und rappt die laut aufgedrehten Songs aus den russischen Charts mit. Die Sitze hat er den anderen überlassen, Ehrensache. Drei Stunden nachdem er in einer orthodoxen Kirche noch rasch um Gottes Segen für den Einsatz gebeten hat, erreicht die Truppe ein Birkenwäldchen. Der Bus schaukelt über den Feldweg, dann wird er langsamer. Yura richtet sich auf, zeigt aus dem Fenster: „Dort, ein Torffeuer!“ Draußen zwischen den Stämmen zieht dichter Rauch über den Boden. Vor Sowjetzeiten waren hier, nahe Selenginsk in der sibirischen Region Transbaikalien, große Moorgebiete – bis die Menschen sie für Landwirtschaft und Torfabbau trockenlegten und den Feuern damit Nahrung gaben.

Yura und seine Mitstreiter steigen aus und stapfen in einen Gespensterwald. Oben wirken die Birken noch grün und lebendig, unten ist die weiße Rinde schon schwarz verkohlt. Einige Bäume sind umgekippt, die Wurzeln zu Stumpen verkohlt. „Ich könnte heulen, wenn ich das sehe“, sagt Yura. Der toxische Rauch beißt in Augen und Lunge. Er zündet sich erstmal eine Zigarette an. Die Freiwilligen in den oliv-orangen Uniformen schaffen benzinbetriebene Wasserpumpen aus dem Bus, rollen Feuerwehrschläuche aus und verteilen ein Dutzend Schaufeln. Sie treiben Thermometerstangen in den Boden und messen die Temperaturen, um die unterirdischen Ränder des bis zu fünfhundert Grad heißen Sumpfes zu finden. Dann beginnt der Kampf.

In Russland gehen jedes Jahr Millionen Hektar Wald und ausgetrocknete Moore in Flammen auf. Mit dem Klimawandel nehmen die Feuer zu – und Torfbrände sind dabei ein besonderes Problem. Sie können im Vergleich zu einem Waldbrand das Tausendfache an Rauch entwickeln, auch weil sie oft monatelang

andauern, selbst bei starkem Regen. Die Torfschichten sind über Jahrmillionen aus abgestorbenen Pflanzen entstanden. Verbrennen sie, entweichen besonders große Mengen des Treibhausgases CO_2. Zudem bleibt der Rauch nah am Boden und verbreitet sich hunderte Kilometer weit. Als 2010 die Moore um Moskau brannten, verschwand die Stadt wochenlang im Smog. Die Sterberate in der Hauptstadt verdoppelte sich schlagartig.

Wenn nicht gerade die Hauptstadt betroffen ist, werden die Feuer von Behörden und Medien meist ignoriert oder heruntergespielt. Deshalb organisieren sich immer mehr Menschen aus der Bevölkerung und bilden eigene Löschtrupps. So wie Yuras Gruppe: Die Freiwilligen Feuerbekämpfer Transbaikal. Ihr Revier ist die Region östlich des Baikalsees. Eine Woche vor ihrem Einsatz am Torffeuer stehen die Vorboten einer neuen russischen Zivilgesellschaft am Sandstrand des Baikalsees und eröffnen ein Trainingscamp. Andrey Borodin, der schlaksige Gründer der Freiwilligen Feuerbekämpfer Transbaikal, tritt ans Wasser. Er demonstriert das Ritual seiner indigenen burjatischen Ahnen, das die Geister dieses Ortes gnädig stimmen soll: eine Tasse mit Milch, den Ringfinger der linken Hand hinein tunken, dann ein Tropfen in jede Himmelsrichtung. Den Rest – den ganzen! – in Richtung Sonne leeren, dabei nur positive Gedanken. Yura und die anderen tun es ihm gleich. Sie gehören zu der Generation, in die Andrey, 42 Jahre alt, seine Hoffnung setzt.

Es sind gut drei Dutzend Leute, Umweltschützer, Studierende und Freiwillige aus anderen Regionen, die meisten nicht einmal Mitte zwanzig. Sie alle hatten ihren eigenen, ganz persönlichen Weckruf, ein Ereignis, nach dem sie nicht mehr wegschauen wollten. „Ich habe vor zwei Jahren verstanden, dass wir uns nicht nur auf den Staat verlassen können“, sagt Andrey. Damals brannte in Russland eine Fläche von rund 85 000 Quadratkilometern ab, was in etwa dem Staatsgebiet Österreichs entspricht. In seiner Heimatstadt Ulan

„Wir können uns nicht nur auf den Staat verlassen.“

Ude, berühmt für die größte Leninbüste der Welt, wo der Rauch von Frühling bis Herbst zur Wettervorhersage gehört wie Sonne oder Regen, konnte er nicht mal mehr bis zur anderen Straßenseite sehen. Sechs Wochen Smog.

Die Wald- und Torfbrände befördern die Versteppung der Taiga, bedrohen die Artenvielfalt der Tier- und Pflanzenwelt und belasten die Gewässer durch den Ascheregen. Ein vermeidbares Übel – denn für neun von zehn dieser Feuer sind Menschen verantwortlich. Sie setzen nach alter Sitte Grasland in Flammen, um den Boden fruchtbarer zu machen. Sie verbrennen ihren Müll, weil es keine geregelte Abfallversorgung gibt. Sie legen Feuer in Waldstücken, um einem größeren Brand vorzubeugen oder die verkohlten Bäume gegen eine niedrige Gebühr fällen zu dürfen. Sie verlieren oft die Kontrolle. Im Kampf gegen die Feuer ist Bildung deshalb wichtiger als Wasser.

Für neun von zehn der Feuer sind Menschen verantwortlich.

Andrey Borodin hat die feinen Glieder und die geschliffene Sprache eines Mannes, der es gewohnt ist, die Welt um sich herum durch das richtige Netzwerk zu verändern. Er war PR-Mann bei einer Telefonfirma, Chef des städtischen Tourismusbüros und hat in einem Hotel die ersten Raves organisiert, als im postsowjetischen Ulan Ude noch nicht viel los war. Heute ist er hauptberuflich mit der Entwicklung Burjatiens betraut, einer Republik der russischen Föderation. „Ich habe mich der Feuer angenommen, weil ich die einflussreichen Leute der Gegend gut kenne“, sagt er. Nach den zerstörerischen

Löscheinsatz in der Nähe von Seleginsk: Mit dabei sind die Ausbilderin Ekatarina Grudinia (Mitte oben) und der 22-jährige Yura Kostenko (unten links). Andrey Borodin (unten rechts) ist der Gründer der Freiwilligen Feuerbekämpfer Transbaikal.

Bränden 2016 fand er schnell Gleichgesinnte. Sie gingen in Schulen, Dörfer und Universitäten, um mit den Menschen über das Feuer zu sprechen. Wie man es vermeidet. Wie man es löschen kann. Sie waren zu fünft – heute haben sie 150 Mitglieder. Und das soll erst der Anfang sein.

Einer der Mitglieder ist Yura Kostenko, der Rapper mit der Baseballkappe. Er bewegt sich gelassen durch den Pinienwald, in dem die Trainingsgruppe ihre Zelte aufgeschlagen hat. Neben Rapmusik liebt Yura den lieben Gott und seine Heimat – obwohl er findet, dass die russische Politik sich nicht um die einfachen Leute schert. Um Leute wie ihn. Sonst hätte er doch längst einen bezahlten Job bekommen und die Chance, das zu tun, was er unbedingt will: helfen, retten, löschen.

Waldschutz gelockert

An professionellen Feuerbekämpfern fehlt es den staatlichen Stellen ebenso wie an Ausrüstung und Benzin für die Einsätze. Vielleicht fehlt es auch an Motivation: Die Regierung Wladimir Putins hat den Schutz russischer Wälder zu wirtschaftlichen Zwecken gelockert und die Waldaufsicht auf die unvorbereiteten Regionalverwaltungen übertragen. In den ohnehin unterbesetzten Forstbehörden, die für die Brandbekämpfung in den Wäldern zuständig sind, wurden auf einen Schlag siebzigtausend Stellen gestrichen. Nur die Feuer wurden nicht weniger.

Sieben Tage lang lernen die Freiwilligen in dem Camp am See, wie sich Feuer ausbreiten, wie sie Geld für Löschaktionen über Fundraising-Plattformen im Internet sammeln können und wie sie am besten mit der Presse umgehen. Dafür sorgt auch Ekatarina Grudinina. Die 36-Jährige hat das Camp schon Tage vor der Eröffnung mit aufgebaut, und sie hat geholfen, es zu leiten. Mittlerweile koordiniert sie für Greenpeace die freiwillige Feuerbekämpfung in Transbaikalien – und arbeitet in Andrey

Borodins Truppe. Am Abend des letzten Camp-Tages trommelt sie eine Gruppe zusammen, die mit ihr am nächsten Tag noch in Richtung ihrer Heimatstadt Selenginsk aufbrechen soll, um dort ein Torffeuer zu löschen. „Smoketown", raunt Yura, der natürlich dabei ist, wie immer.

Tags darauf biegt Ekatarina zehn Kilometer von Selenginsk entfernt mit ihrem Lada von der Landstraße in einen Waldweg ein. Der Bus mit der lauten Rapmusik, in dem Yura auf dem Gepäck sitzt, folgt ihr. Als sie den Rauch in dem Birkenwäldchen sieht, hält sie an und steigt aus. Sie sieht Yura und die anderen in den Wald stapfen, der Rauch beißt in der Lunge. Bis zu tausend Liter Wasser braucht es, um einen Quadratmeter Torffeuer zu löschen. Es hilft aber nicht, das Wasser einfach auf die Oberfläche zu spritzen. Du musst den Boden umrühren wie ein Frühstücksporridge, sagen sie, mindestens einen Meter tief, bis auch der letzte Klumpen in der Brühe verschwunden ist. Ekatarina hat auf der anderen Seite des Kanals längst weitere Brandherde entdeckt. Sie sind größer, und es sind viele. „Wir haben Leute, die sie löschen würden", sagt sie. „Aber wir haben kein Geld mehr." Nach dem Feuerjahr 2016 bekamen die Freiwilligen 1,5 Millionen Rubel von der Regierung Burjatiens, umgerechnet etwa 19 000 Euro. Es wurde für Ausrüstung, Mietbusse, Benzin und Verpflegung ausgegeben.

Das Verhältnis zu den Behörden ist gespannt.

Das Verhältnis der Behörden zu den Freiwilligen ist gespalten. Wie politisch sind ihre Anliegen? Was ist die Agenda derer, die es wagen, den Staat zu kritisieren? Mit einem neuen Gesetz wollen sie die Gruppen dazu bringen, sich zu registrieren. Sie bekämen dann feste Gebiete zugewiesen, es winken Krankenversicherungen und finanzielle Unterstützung. Dafür müssten sie sich mit den Behörden abstimmen, Berichte schreiben, Rechenschaft ablegen. Die Freiwilligen sind skeptisch: Sind wir dann nur noch kostengünstige Handlanger eines Staates, der es versäumt hat, genügend professionelles Personal auszubilden?

Die Freiwilligen Feuerbekämpfer treiben ihre Spaten und Schaufeln in den Boden. Das Wasser aus einem nahegelegenen Kanal schießt aus den Schläuchen, mit einem lauten Zischen steigen Dampfschwaden auf. Bald stehen sie bis zu den Schienbeinen im Matsch. Nach fünf Stunden haben zwei Dutzend Menschen mit all ihrer Kraft etwa vierzig Quadratmeter gelöscht.

Es gäbe genügend Freiwillige, die gegen die vielen Torffeuer kämpfen würden. Doch es fehlt an Geld für die Ausrüstung.

Den Auftrag endlich erfüllen

Die Staatsleistungen an die Kirche müssen abgelöst werden

JÜRGEN KLUTE

Zum hundertsten Male hat sich nun die Unterzeichnung und Verkündung der Weimarer Reichsverfassung gejährt. Religionspolitisch war sie ein wichtiger Entwicklungsschritt. Nach Jahrhunderten der Allianzen von Thron und Altar hat die Weimarer Reichsverfassung eine klare Trennung zwischen Staat und Kirchen vollzogen. In Artikel 137 (1) heißt es kurz und bündig: „Es besteht keine Staatskirche."

Tatsächlich wurde mit der Weimarer Reichsverfassung sowohl die Finanzierung von Religionsgemeinschaften als auch das Verhältnis zwischen Staat und Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften in einem demokratischen Sinne grundlegend neu geregelt.

Mit der flächendeckenden Einführung der so genannten Kirchensteuern sollte eine Instrumentalisierung der Kirchen durch vermögende Einzelpersonen verhindert werden. Gleichzeitig wurde mit der Einführung der so genannten Kirchensteuern die praktische Voraussetzung für eine Ablösung der Staatskirchenleistungen geschaffen. Artikel 138 beauftragt die damalige Reichsregierung damit, die nötigen rechtlichen Voraussetzungen für die Ablösung zu schaffen.

Das Modell der italienischen Kultursteuer kann Orientierung geben.

Dieser Verfassungsauftrag, der 1949 mit der Übernahme der kirchenpolitischen Artikel der Weimarer Reichsverfassung in das Grundgesetz auf die Bundesrepublik übertragen wurde, ist im Bundestag bis heute auch von der Bundesregierung nicht umgesetzt worden – obgleich sich nicht einmal die Kirchen dagegen wehren. Die Bundesregierung ist gefordert, ein Rahmengesetz zu verabschieden, damit die Ablösung der Staatszuschüsse für die Kirchen auf der Ebene der Bundesländer erfolgen kann. Es ist nicht nur einfach ein Skandal, dass nach hundert Jahren ein solcher Verfassungsauftrag noch immer nicht umgesetzt ist. Das Festhalten an historisch überlebten und gesellschaftlich nicht mehr vermittelbaren Regelungen blockiert bis heute die grundgesetzlich und menschenrechtlich vorgeschriebene Gleichbehandlung aller Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften in der Bundesrepublik.

Foto: Foto-AG Gymnasium Melle

Tatsächlich war das bei der Einführung der Weimarer Reichsverfassung eher eine theoretische Frage. Gleichwohl spricht sie – abgesehen von den Stellen, in denen es explizit um die Kirchen geht – nicht von Kirchen, sondern ganz in einem progressiven demokratischen Sinn von Religionsgemeinschaften und in Artikel 137 (7) von ihnen gleichgestellten Vereinigungen zur gemeinschaftlichen Pflege einer Weltanschauung, die offensichtlich von den Autoren der Weimarer Reichsverfassung als wesentlich für eine Demokratie eingeschätzt wurden.

Die heutige Gesellschaft in der Bundesrepublik ist jedoch religiös und weltanschaulich sehr viel pluraler geworden. Die zwischen dem Staat und den etablierten Kirchen über Jahrzehnte eingespielten rechtlichen Beziehungen sind, wie sich am Beispiel der Moschee-Steuer-Diskussion zeigt, keine Blaupause für alle Religionsgemeinschaften.

Die bis heute auf der Weimarer Reichsverfassung basierenden Beziehungen zwischen dem Staat und den Kirchen müssen daher der heutigen veränderten religions- und weltanschauungspolitischen Situation in der Bundesrepublik angeglichen werden. Der Auftrag der Weimarer Reichsverfassung, eine demokratische Gestaltung des Verhältnisses zwischen Staat, Gesellschaft und Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften (und damit lebensfähige und für eine Demokratie lebensnotwendige Zivilgesellschaft, zu er auch Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften gehören) zu entwickeln, ist noch nicht abgeschlossen, sondern muss entsprechend der heutigen Gegebenheiten weiterentwickelt werden.

Deshalb fordern die Christ*innen in der Partei „Die Linke" sowohl eine unverzügliche Umsetzung der Ablösung der Staatskirchenleistungen als auch eine Weiterentwicklung der Rechtsformen sowie der Finanzierung von Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften, die dem verfassungs- und menschenrechtlichen Gebot der Gleichbehandlung entspricht. Das Modell der italienischen Kultursteuer, bei der alle zahlen und die Empfänger der Zahlungen an Organisationen der Zivilgesellschaft bestimmen können, kann dabei eine Orientierung geben. Letztlich muss eine solche Weiterentwicklung in einer Neugestaltung und Stärkung des gesamten zivilgesellschaftlichen Sektors münden, dessen Teil Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften sind. Bleibt zu hoffen, dass Bundesregierung und Bundestag angesichts des 100. Jahrestages der Unterzeichnung der Weimarer Reichsverfassung endlich tätig werden.

*Jürgen Klute ist Vorstandsmitglied der „BAG linke Christ*innen in der Partei Die Linke". Von 2009 bis 2014 war er Mitglied des Europäischen Parlaments, davor arbeitete er als Industrie- und Sozialpfarrer im Ruhrgebiet.*

Versöhnung

Dr. Aribert Rothe aus Erfurt zu Katharina Kunter „Antimoderne und Avantgarde“ (zz 6/2019):

Mehrheitlich nahm die Entfremdung zwischen Kunstentwicklung und kirchlichen Milieus in den Zwanzigerjahren zweifellos zu. Die Theologen neigten eher zur amusischen Intellektualisierung und die volkstümliche Frömmigkeit zu sentimentalem Historismus und billigem Kunstgewerbe. Hat sich da viel geändert? Aber es gab durchaus theologisch-liturgische und spirituelle Erneuerungsbewegungen, die sich intensiv mit der gemäßigten Avantgarde auseinandersetzten, wie die Berneuchener Bewegung und vor allem die freie protestantische Volksbildung. Christentum und Kultur sollten sich in individueller Gewissensfreiheit und Ausdrucksform versöhnen. Mitte der Zwanzigerjahre richtete sich der Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche mit reformerischem Elan nicht nur auf den kirchlichen Gestaltungsraum aus, sondern suchte auch religiöser Erneuerung eine Bahn zu brechen. Beratung in künstlerischen Fragen, Kurse und Vorträge wurden angeboten. Indem man die religiösen Dimensionen nichtkirchlicher moderner Kunst heraushob und mystische Affinitäten des Expressionismus aufspürte, erreichte man Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche.
Im freisinnigen Umfeld der 1924 gegründeten Zeitschrift *Kunst und Kirche* wurden etwa Ernst Barlachs Werke fraglos in den Geltungsbereich des modernen Sakralraums eingemeindet. Friedhof und Grabmahl als Orte künstlerischer Kommunikation waren wesentliche Themen. Auch Kriterien einer zeitnahen kirchlichen Gebrauchskunst für Kultgeräte, Kirchenfenster, Lichtgestaltung, Paramentik, Gemeindehäuser und moderne Sakralarchitektur wurden entwickeln. Eine Frucht dieser vielfältigen Bemühungen war der erste Kunst-Dienst der 1928 in Dresden gegründeten Arbeitsgemeinschaft für evangelische Gestaltung. Es gelang, erstrangigen Künstler(inne)n ein Podium zu schaffen und protestantische Stimmen am öffentlichen Kunstdiskurs zu beteiligen.
Aribert Rothe

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

Distanz

Ingrid Bahr aus Wittenberg zu Magazin „Judensau“ (zz 7/2019):

Schade, dass Sie nicht erwähnt haben, dass bereits ein Mahnmal am Ort existiert. Schade, dass Sie das Mahnmal nicht gezeigt haben. Schade, dass Sie das widerliche Schmährelief so ins Bild gesetzt haben. Schade, dass so getan wird, als müsste in Wittenberg das Rad neu erfunden werden. In Wittenberg ist vor mehr als dreißig Jahren mit dem Mahnmal, etliche Meter unterhalb des Reliefs, ein lebendiger Gedenk-und Andachtsort entstanden, der genau so durch den Gesamtzusammenhang lebt. Auch wenn sich das Mahnmal auf das Schmährelief bezieht, bleibt das Relief, anders als in *zeitzeichen*, in der Distanz. Dort sollte es auch bleiben.
Ingrid Bahr

Wozu?

Günter Finkenrath, Pfarrer i. R. aus Wermelskirchen, zu Reiner Anselm „Notwendige Abschiede“ (zz 7/2019):

Abschied wovon, wozu? Ich habe einmal aus dem Munde eines Militärbischofs den Satz gehört: Die Militärseelsorge ist das schlechte Gewissen der Armee! Die Schlussbemerkungen im Artikel von Reiner Anselm könnten so etwas wie ein Kommentar dazu sein. Allerdings helfen die verwendeten Abstrakta nicht zu einem tieferen Verständnis, wenn es da heißt: Das Christentum leiste mit den Praktiken, die auf die Säkularität des Weltlichen zielen, seinen Beitrag dazu. Der Verfasser bleibt – für ihn selbst konsequent – im Dunstkreis seiner unanschaulichen Begrifflichkeit, wenn er einerseits vor der Flucht in die Innerlichkeit warnt, andererseits die Zentralstellung des Christus-Ereignisses hervorhebt.
Wie sieht es mit der Gewissensbindung der im praktischen Christentum wie auch immer beteiligten und in das System des Militärischen eingebundenen Menschen aus? Das eingangs zitierte schlechte Gewissen der Armee bleibt.
Günter Finkenrath

Nachbar, Nächster

Fritz Häuselmann aus Rothenfluh/Schweiz zu Sebastian Kurtenbach „Vertrauen ist der Klebstoff“ (zz 8/2019):

Sebastian Kurtenbach setzt sich mit der Frage auseinander, was wir denn exakt unter dem Begriff „Nachbarschaft“ verstehen. Es mag vielleicht etwas weit hergeholt erscheinen, wenn ich einen Vergleich ziehe zum Evangelium nach Lukas: Das wichtigste Gebot und das Beispiel des barmherzigen Samaritaners (Lukas 10, 25–37). Nachdem Jesus Christus den Schriftgelehrten auf die Dringlichkeit der Nächstenliebe hinweist, stellt der Schriftgelehrte die Gegenfrage: „Wer ist denn mein Nächster?“ Bei der Definition des „Nächsten“ scheint also ein ähnliches Problem wie bei der Definition „Nachbar“ vorhanden zu sein: Es können Menschen sein, die uns durch verschiedene Lebensumstände einfach begegnen, sie mögen uns sympathisch sein oder nicht. Wenn sich zwei Menschen begegnen, die sich sympathisch finden, dann kann daraus eine tiefe Freundschaft entstehen. Natürlich gibt es auch heute immer wieder „Notfälle“ wie im erwähnten Beispiel aus dem Gleichnis von Jesus Christus, wo Menschen erste Hilfe leisten dürfen. Noch besser aber ist es, wenn wir im Alltag lernen zu spüren, welche Menschen denn nun gerade unserer Hilfe bedürfen.
Mein Nächster kann ein Nachbar sein oder ein Fremder, auch ein Arbeitskollege.
Fritz Häuselmann

Intelligentes Fest

Beethoven neu gehört

Ludwig van Beethoven:
Missa Solemnis Opus 123
Kammerchor Stuttgart u. a.
Frieder Bernius
Carus-CD 83.501

Es hilft nicht, die Augen davor zu verschließen: Nächstes Jahr ist Beethoven-Jahr. 2020 feiert die Welt den 250. Geburtstag des großen Komponisten und Genies – „Freude schöner Götterfunken!".

Aber nicht um die Neunte Sinfonie oder die tragische Fünfte, die Streichquartette oder andere instrumentale Berühmtheiten soll es gehen, sondern um das recht kleine Feld der geistlichen Musik, die von Beethoven überliefert ist.

Dass er so wenig Geistliches schrieb, liegt schlicht daran, dass Beethoven nicht wie so viele Komponisten vor ihm, zum Beispiel Bach und auch noch Mozart, in kirchlichen Diensten stand. Beethoven war frei, hatte immer wieder reiche Gönner, aber begab sich nicht in die Abhängigkeit einer Stellung, in der er regelmäßig geistliche Kantaten und Motetten oder Messen schreiben musste. Außerdem war die Kunst zu Beethovens Zeit so weit gediehen, dass Kunst oft selbst einen stark religiösen Aspekt einnehmen konnte, der der tradierten kirchlichen Textschemata nicht mehr bedurfte.

Unter den wenigen geistlichen Werken Beethovens ragt einsam als Olymp die *Missa Solemnis Opus 123* hervor. Uraufgeführt wurde die Missa am 26. März 1824 in St. Petersburg. Sie gilt seit jeher zwar als großes Werk Beethovens, aber sie ist auch unter Fachleuten umstritten: zu ausladend, zu komplizierte Themen – Kritik, die bei anderen Beethovenwerken selten laut wird. Auch der Rezensent hielt sich von diesem Werk zeitlebens fern. Höreindrücke im Konzert wie bisherige Aufnahmen schreckten eher ab: Viel Lärm, viel Gebrülle und ein fehlender Gesamteindruck …

Nun aber gibt es pünktlich zum Beethovenjahr eine neue Einspielung mit dem Kammerchor Stuttgart und der Hofkapelle Stuttgart, die man sich auf keinen Fall entgehen lassen darf. Salopp gesagt: Endlich kann man die *Missa Solemnis* mit Freude und Genuss anhören, da Dirigent Frieder Bernius die klangliche Balance gründlich bedacht hat und dem Hörer nun ein farbiges, entschlacktes Kunstwerk präsentiert, in dem sich die tiefe Schönheit der vielfältigen Klänge und Themen ganz neu entfaltet. Dazu singt mit Johanna Winkel, Sophie Harmsen, Sebastian Kohlhepp und Arttu Kataja ein Vokalquartett, das sich im besten Sinne als „quartettfähig" erweist. Ganz vorzüglich auch der klare, schlanke Klang der Hofkapelle – die Wahl des spezifischen historischen Instrumentariums für die frühromantische Epoche zahlt sich aus. Und last but not least der Kammerchor Stuttgart mit klarem, feinem Klang und überzeugender Textverständlichkeit. Diese *Missa Solemnis* erweist sich als intelligentes Fest der Sinne, an dem man sich gar nicht satthören möchte. Beethoven-Jahr, Du kannst kommen!

REINHARD MAWICK

Fiel Richtiges

Bones UK hauen auf den Putz

Bones UK:
Bones UK
Sumerian Records
Warner 2019

Manchmal kommt die Jungfrau so überraschend zum Kinde wie der ältere Mann nach langer Abstinenz mal wieder in ein Fastfood-Drive-In: Es stach der Hafer! So ähnlich landete der auch bei der Girl-Band *Bones UK*. Ihm war nach Lautem, Anti-Geste, schwerem Rock'n'Roll, schillerndem Nonkonformismus. Da kamen die durchweg schwarzweißen Vorab-Videos zu den *Bones UK*-Songs *Beautiful is Boring, Pretty Waste* und *Filthy Freaks* gerade recht: Sexy inszenierte Riot-Girrrls, die massiv lässig Madonnas „Like A Virgin" mit tobendem Punk-Furor und viel Leder verbinden. Oder es gibt da den backstage genervt abgeschüttelten Cunnilingus eines Mannes, im Aschenbecher liegt eine Zigarre, dann greift sie zur Gitarre und es geht ab auf die Bühne, vor der nur Kerle stehen und starren. Und immer wieder lustvolles Spiel mit Queer-Erotik, dazu Metal-Ästhetik sowie Lyrics, die mit kehligem Girlie-Touch provozierend quer zu allem stehen, was Musikbusiness, Rock-Machismo und obwaltende Unkultur der Selbstdarstellung und -vermarktung von (Frauen-) Körpern so ausmacht.

Den Kick verschafft aber erst der rotzige Sound mit seinen fetten Gitarrenriffs und knalligen Elektrobeats, über dem wie Raubvögel solche Sätze schweben: *I like your leather but I like it better on my floor/I lady like your legs but I think I'll like them around me more.* Das ist politisch so korrekt wie eine alkoholisierte Studenten (*Studierenden, ich weiß! …*)-Party mit all den entfesselten Trieben und subtilen Verwirrungen, aber immerhin mit dem deutlich rausgebrüllten Satz, der auf der Platte durchgängig Zustimmung verlangt: Ich entscheide selbst! Das ist ja schon mal wenigstens was. Zu wenig, könnte man mit Theodor W. Adornos Diktum finden, wonach es kein richtiges Leben im falschen gäbe. Aber da hat Robert Gernhardts humorige Zuspitzung zum „Valschen" zum Glück längst die allfällige Milde hinzugetan. Zugegeben, musikalische Zutaten wie das Amalgam sind nicht neu. Auch diese zwölf Songs am Stück zu hören ist nach einer Weile etwa so wie der Geschmack eines nach Jahren mal wieder an der Rampe verzehrten Hamburgers.

Aber Trash soll schließlich keine Werte schaffen, sondern nur für den Augenblick die Ohren freispülen. Es zählt die Geste der Übertretung, der Geist von Verweigerung und Revolte. Insofern lohnt das Debut von *Bones UK*, zu denen neben Sängerin Rosie Bones und Gitarristin Carmen Vandenberg auch Filippo Ciamati gehört, der die Platte produziert hat. Sie sind also nicht dogmatisch, haben das Herz auf dem richtigen Fleck, kennen die Gesetze des Musikbusiness und der Welt – und so wenig sie ihnen entkommen, widersprechen sie aber doch.

Rrrriot-Girlism im Anwendungsvall (sic!): Die Damen hauen stylish und versiert auf den Putz. Was gut tut und manchmal einfach sein muss.

UDO FEIST

Alles und Nichts

Neue Lesung von Bibeltexten

Ulrike Kriener liest aus der Bibel: **Alles ist Windhauch.** Patmos Verlag, Ostfildern, 2019.

Bibeltexte kann man sonntäglich in jeder Kirche hören. Oft ist der schwere, gleichzeitig unbeholfen feierliche Tonfall der Lesungen derselbe, und wer sich als Neugieriger in der Kirche verirrt, muss selbst das Buch zur Hand nehmen, um den Text und seine Kraft zu schmecken. Gegenüber gottesdienstlichen Bibellesungen herrscht ein Argwohn, weil nicht nur generell die Kunst des Vorlesens, sondern auch der spezielle Duktus der biblischen Sprache und Rede unterschätzt werden. *Alles ist Windhauch* übertitelt die Schauspielerin Ulrike Kriener ihre Lesung und hat dafür die (Lebens)Weisheiten des Predigers Salomo in der Einheitsübersetzung gewählt. Kommentiert werden ihre ohne raunendes Pathos im klarsichtig zugewandten Alltagston eines Zwiegesprächs vorgetragenen Texte in einem Beibuch von der Theologin Sabine Bobert und dem Benediktiner Anselm Bilgri.

Hat Ulrike Kriener in ihrer beidfüßig ausbalancierten, direkten Ansprache wunderbar die Kleinkariertheit des Schubladendenkens gelehrt, bleibt sie in der Auswahl der zweifellos exzellenten und dramaturgisch klug eingewebten Musik von Quadro Nuevo dem klassischen Portfolio treu, dass Welttexte mit orientalischer Weltmusik daherkommen müssen. Die Kraft der Texte für das Hier und Heute hätte mehr diesseitige Direktheit vertragen. Aber das ist Geschmackssache. Geschmacklos gegenüber aller Text- und Lesequalität ist nur die Aufmachung des Buches. Aber Augen zu – dann ist aller Windhauch voller Leben. Einem klugen Text und einer die Herz-Ohren öffnenden Stimme sei Dank.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Opa spricht

Zieglers Botschaft an die Enkel

Jean Ziegler: **Was ist so schlimm am Kapitalismus.** C. Bertelsmann, München 2019, 128 Seiten, Euro 15,–.

Kurze Bücher von alten Männern im Kampf-Modus liegen spätestens seit Stephane Hessels *Empört Euch* aus dem Jahr 2010 im Trend. Aktuelle Beispiele sind etwa *Was genau war früher besser?* des mittlerweile verstorbenen französischen Philosophen Michel Serres (Jahrgang 1930), *Denkt endlich an unsere Enkel!* des Sprachpapstes Wolf Schneider (Jahrgang 1925) oder eben auch *Was ist so schlimm am Kapitalismus?* von Jean Ziegler (Jahrgang 1934), dem langjährigen Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen für das Recht auf Nahrung. Auch bei ihm spielen die Enkelkinder eine zentrale Rolle. Er widmet ihnen nicht nur seine Streitschrift, er inszeniert sie sogar als einen Dialog mit seiner Enkelin Zohra.

Nun kann ja ein Gespräch, bei dem Opa die Welt erklärt, sehr unterschiedliche Facetten haben. In der Regel profitiert man als jüngerer Zuhörer von erfahrungsgesättigten Analysen, muss dafür aber manchmal auch langatmige und etwas eitle Exkurse oder stammtischhafte Parolen in Kauf nehmen. Alles das findet sich auch in Zieglers neuestem Buch, in dem er den Staffelstab im langen Lauf in eine bessere Welt an die jungen Menschen weitergeben will in der Hoffnung, dass sie „den Kapitalismus stürzen". Was ihn ersetzen soll, weiß er nicht genau, räumt der Schweizer Soziologieprofessor am Ende des Buches ein. Aber: „Der Mensch weiß mit Gewissheit, was er nicht will." Nämlich eine Welt, in der alle fünf Sekunden ein Kind an Hunger stirbt, der Reichtum unerträglich ungleich verteilt ist, die Umwelt zerstört wird und die Marktkräfte als Naturgesetze gelten. Schuld an all dem sei der Kapitalismus, dessen Entstehung, Prinzipien und globale Erscheinungsformen Ziegler seiner Enkelin zuvor auf gut 120 Seiten erklärt. Wer eine kurze und verständliche Einführung in die Kapitalismuskritik im Sinne von Karl Marx sucht, wird hier fündig. Mehrwert, Entfremdung, Kapitalakkumulation – das alles taucht auf und wird in wenigen Absätzen erklärt. Mit dieser Brille schaut der Sozialist Ziegler wie eh und je auf die Welt und liefert einige Analysen mit Tiefenschärfe. Beginnend bei der französischen Revolution, die für ihn den politischen, ideologischen und wirtschaftlichen Triumph des kapitalistischen Bürgertums im Europa des 18. Jahrhunderts darstellt. Denn sie brachte „die Heiligsprechung des Eigentums" die zu jener Katastrophe geführt habe, „unter der wir heute leiden." Wobei er seiner Enkelin klarmacht, dass die Menschen in der „Dritten Welt" (er benutzt diesen Begriff tatsächlich noch) sehr viel stärker leiden, als die auf den Archipelen des Wohlstands wie Europa. Dennoch lebten alle unter der Herrschaft der Oligarchien, vor allem des globalisierten Finanzkapitals.

Und hier beginnt der kluge alte Mann dann doch manchmal zu brabbeln. Etwa wenn er behauptet, dass jeder Industrielle, jeder Herrscher über ein Wirtschaftssystem, von der Börse abhängt. Dabei sind längst nicht alle großen Konzerne börsennotiert. Noch platter ist die Behauptung, dass die deutsche Kanzlerin oder der US-Präsident morgens in ihr Büro kommen und sich als erstes Börsendaten des Vortages anschauten, um herauszufinden, wie viel Millimeter Spielraum sie für ihre Steuer- und Investitionspolitik haben. Oder dass die Oligarchen des globalisierten Finanzkapitals jeden Tag entschieden, wer auf dem Planeten das Recht habe zu leben und wer dazu verurteilt ist zu sterben. Hier bewegt er sich zwischen linkem Stammtisch und fragwürdigen Verschwörungstheorien.

Überzeugender hingegen sind die Passagen, in denen Ziegler seine konkreten Erfahrungen als UN-Berichterstatter etwa in Guatemala oder im Kongo beschreibt und globalisierungskritische Nahrung liefert. Er setzt seine Hoffnung auf die Zivilgesellschaft, die weltweit wachse und auf unterschiedliche Weise gegen die „kannibalische Weltordnung"

kämpfe: Die Kleinbauernbewegung Via Campesina, Greenpeace, Attac, Amnesty – alles Beispiele dafür, dass „Millionen Menschen“ erwacht seien. „Es gibt kein Programm. Nur eine langsam keimende Vorstellung an den verschiedenen mobilisierten Fronten.“ Früher nannte man das Graswurzel-Revolution, heute vielleicht Netzwerke für eine bessere Welt. Und man möchte zustimmen, wenn Ziegler mit Blick etwa auf den Erfolg der #metoo-Bewegung sagt: „Der Riss wird zu einer klaffenden Lücke, und die Mauer stürzt ein.“

STEPHAN KOSCH

Sendungsbewußt

Auf der Suche nach Gott

Isabel Hartmann, Reiner Knieling: **Gott: Wie wir den Einen suchten und das Universum in uns fanden.** Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2019, 240 Seiten, Euro 20,–.

Gegen Ende des Buches fragt Isabel Hartmann Reiner Knieling: „Machen wir es uns nicht ein bisschen einfach? Überall, wo etwas Vitales spürbar ist, ist Gott.“ Volltreffer, möchte man sagen. Auch wenn ihr Gesprächspartner antwortet: „Es ist so einfach.“

Die beiden Autoren sind ein Liebes- und Ehepaar. Sie arbeiten am Gemeindekolleg der VELKD in Neudietendorf, er als Leiter, sie als seine Stellvertreterin. Und sie sind auf der spirituellen Suche nach Gott. Vorgelegt haben sie einen Erfahrungsbericht in Dialogform. Darin werden biographische Erinnerungen, Tagebuchaufzeichnungen, Übertragungen von biblischen Texten und protokollierte Gespräche miteinander verwoben. Am Ende der Kapitel laden sie die Leser zu einer vertieften Auseinandersetzung ein.

Was man über das Leben der beiden erfährt, ist mäßig interessant. Das kann von Vorteil sein, da es den Vergleich mit relativ normalen Lebensläufen ermöglicht. Zugleich hat das Buch Bekenntnischarakter und ist von Sendungsbewusstsein getragen. Der Text strotzt nur so von Begriffen wie Kraft, Energie und Vitalität. Gott erscheint als unsichtbares Kraftzentrum, der gemeinsame Glaube als Kraftnetzwerk.

Schon in Reiner Knielings Erzählungen über Jugenderlebnisse steuert diese Semantik den Text. Frühe Auflehnung gegen den „Kontrollgott“, studentische Kritik an einseitiger theologischer Rationalität und schließlich das aktuelle Bekenntnis: „Für mich ist entscheidend, ob ich mich lebendig fühle. Vital. Frei.“ Isabel Hartmann beschreibt sich als religiös auf eigene Faust, als freie Frau, findet Gott in ihrer Sehnsucht, redet mit ihm Tacheles und sucht ihn in der halben Welt. Beide träumen von „mehr Lebendigkeit in der Kirche“ und leiden „an den Verhältnissen innerhalb des kirchlichen Systems.“

Doch nun haben sie offenbar etwas gefunden, von dem sie rückblickend berichten, dass und wie sie es zuvor gesucht hatten: einander und Gott als universellen Kraftquell. Zu ihren Erfahrungen gehören Träume, das Jesusgebet und ein Gebetskampf beim Fasten. Auch Sünde und Kreuz beschäftigen sie. Doch ein Hauptimpuls der Darstellung scheint aus der Management-Theorie U von Otto Scharmer zu stammen. Leider wird das erst nach und nach deutlich.

Im Schlusskapitel jedoch begegnen die Autorin und der Autor als Begleitende in der Unternehmensentwicklung. Geschildert wird, wie Mitarbeitende im Kreis sitzen und sich „für eine höhere Quelle der Inspiration“ öffnen. Es geht „um die gemeinsame Berufung“. Als Entwickler „spiritueller Prozessdesigns“ begleiten Hartmann und Knieling den „Prozess in der Haltung: Gott als Quelle der Kraft und der Erkenntnis ist mitten unter uns.“

Doch damit nicht genug. Sie sind überhaupt davon inspiriert die, „universelle Energie Gottes in die Zukunftsfragen einzubeziehen“. Sie haben und suchen „Verbündete, die sich am Beitrag zum Ganzen orientieren“. Und sie führen dazu Gespräche in „schöpferischen Dialogen“.

Die Theorie U ist so populär wie umstritten. Der Soziologe Stefan Kühl kritisiert an ihr die gleichzeitige Veränderung von allem und allen, die Aufhebung der Differenzen zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Religion, die Aufhebung der Interessenkonflikte in einer Gemeinschaftsideologie sowie eine mit esoterischer Terminologie angereicherte Steuerungsphantasie. Diese Kritikpunkte lassen sich nicht pauschal auf das vorliegende Buch übertragen, sollten aber bei der Lektüre im Hinterkopf sein.

Doch zurück zu Gott: Unterscheidet die lutherische Theologie den verborgenen vom offenbaren Gott, so erleben die Autoren ihn als kosmisch-energetisch und personal. Ist er in der dialektischen Theologie der „ganz Andere“, so kommt er ihnen nah als „Gott in uns, zwischen uns“.

Was Luther von diesem Buch gehalten hätte, ist schwer zu sagen. Karl Barth hätte es mit spitzen Fingern angefasst.

SEBASTIAN KRANICH

Gerechte Kriege?

Militärbischof hinterfragt Position

Sigurd Rink: **Können Kriege gerecht sein?** Ullstein Verlag, Berlin 2019, 288 Seiten, Euro 20,–.

Der Titel verblüfft. Ziel ist weder eine Neuauflage der abendländischen Lehre vom *bellum iustum* noch vertritt Sigurd Rink die vor allem in den USA diskutierte neue „Just War Theory“. Als Militärbischof konstatiert Rink überraschend: „Ich kann und will in diesem Buch keine Antworten geben. Stattdessen möchte ich mich meinen Zweifeln aussetzen, möchte meine Position hinterfragen, mein Gewissen schärfen.“ Einerseits betont Rink seine Unabhängigkeit als Mann der Kirche, andererseits dankt er der Presseabteilung des Verteidigungsministeriums für die „sehr genaue Durchsicht des Manuskripts, einen Faktencheck gleichsam“. Das Buch basiert neben der Verarbeitung

Antworten für kleine Leute

Sarah Theel: Nathan der Weise: Neu erzählt nach Gotthold Ephraim Lessing. Jumbo Verlag, Hamburg 2019, 48 Seiten, Euro 16,–.

Es ist eine gute Idee, Kindern Toleranz und Respekt vor anderen Religionen anhand der Klassiker zu vermitteln. Was könnte sich besser eignen als Lessings Nathan der Weise? Die Frage des muslimischen Sultans nach der „wahren" Religion beantwortet der jüdische Kaufmann mit der Ringparabel, die schnell beweist, dass sich die drei Weltreligionen näher sind, als auf den ersten Blick zu erkennen ist. Das illustrierte Buch entführt in eine ferne Welt nach Jerusalem, kindgerechte Zeichnungen lassen die Figuren Nathan, seine Tochter Recha und den fremden Tempelritter, den Sultan Saladin und seine Schwester Sittah märchenhaft anschaulich wirken. Auf dem letzten Bild liegen sich alle fünf in den Armen, und den kleinen Lesern ist das Happyend gewiss.

Im Taschenbuch

Johannes Fried: Karl der Große. Gewalt und Glaube. C. H. Beck Verlag, München 2018, 736 Seiten, Euro 20,–.

Im Taschenbuchformat liegt nun die von dem emeritierten Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Frankfurt verfasste Biographie Karls des Großen vor. Von der Kritik als „historiografisches Meisterwerk", als „ein Ereignis" und „fulminantes Mittelalter-Buch beschrieben, liest sich der voluminöse Band nach wie vor fesselnd und liefert dazu ein breites Panorama seiner Zeit.

Neues Selbstbewusstsein

Walter Homolka u. a. (Hg.): „Weil ich hier leben will." Herder Verlag, Freiburg 2018, 224 Seiten, Euro 19,99.

Es sind Enkelinnen und Enkel von Überlebenden wie Opfern der Schoah und auch nach Deutschland eingewanderten Juden, die in diesem Band ihre Stimme zur Zukunft Deutschlands und Europa erheben. Sie zeigen, wie vielfältig und lebendig jüdisches Leben heute ist, fragen nach internationalen Perspektiven und schreiben gegen altbewährte Klischees an. Deutlich wird: Sie alle wollen die deutsche und europäische Lebenswelt mit gestalten.

einschlägiger Literatur auf Berichten von und Gesprächen mit Militärgeistlichen, Soldaten und Personen des öffentlichen Lebens bei über 130 Truppenbesuchen im In- und Ausland.

In biografischen Reminiszenzen werden ausführlich berufliche Stationen Rinks bis zur Amtseinsetzung als Militärbischof nachgezeichnet. Unter der Überschrift „Ruanda und die Abkehr vom Fundamentalpazifismus" wird seine Entwicklung zu der Position beschrieben, die er als „relativierter Pazifismus" bezeichnet: „Die Geschehnisse in Ruanda führten mir vor Augen, dass mein rigoroser Pazifismus eine Lizenz zum Nichtstun und Geschehenlassen noch des größten Unrechts darstellte, einen Freischein für archaische Gewalt letztendlich." Inhaltlich bleibt leider stark unterbestimmt, was Pazifismus im besten Sinn unter Einschluss seiner Aktionsformen bedeutet.

Wie ein Reisetagebuch wirken viele Schilderungen: „Afghanistan ist ein zauberhaftes Land, von einer Stille, Kargheit und Erhabenheit (...) In Kabul (...) ein Sonnenaufgang wie eine Offenbarung" beziehungsweise die Charakterisierung des Leiters der Diakonie im Kosovo als gütigen, tatkräftigen „Bilderbuchgroßvater".

Man kann das Werk als Militärethik lesen, welche als Leitbild des gerechten Friedens der EKD-Friedensdenkschrift „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen" aus dem Jahr 2007 mit der Vorrangstellung ziviler Konfliktprävention und der Abkehr von der Lehre vom gerechten Krieg als friedensethischer Orientierungsrahmen dient. Wie die Denkschrift bejaht auch Rink im Extremfall den Einsatz „rechtserhaltender Gewalt", doch er warnt selbstkritisch: „Es ist die Crux eines nicht mehr bedingungslosen Pazifismus, der unter äußersten Umständen, als *Ultima Ratio* rechtserhaltende militärische Gewalt akzeptiert, dass er dazu neigt, seine Kriterien und seine Kritikfähigkeit abschleifen zu lassen." Rink konzediert: „Wer militärische Gewalt einsetzt, begeht einen eklatanten Zivilisationsbruch, macht sich schuldig." Obwohl Rink ankündigt, keine Antworten zu geben, bewertet er ethische und politische Entscheidungen zu einzelnen Militäreinsätzen wie zum Beispiel zum Engagement der Bundeswehr in Mali, wogegen aus „ethischer Perspektive nichts einzuwenden" sei. Oder: Die Seenotrettung von Flüchtlingen durch die Bundeswehr im Mittelmeer stuft Rink als friedensethisch „völlig unproblematischen Einsatz" ein.

Darüber hinaus dient Rinks Beitrag als Übersetzungshilfe für Bundeswehr-Terminologie und „Militär-Erklärbuch": Die UN-Mission in Mali beschreibt er zum Beispiel als „gefährlichsten oder, wie es im Militärdeutsch heißt, ‚robustesten' Auslandseinsatz der Bundeswehr".

Grenzwertig wirkt es, wenn ein Bischof von eigentlich als vertraulich geltenden Seelsorgegesprächen berichtet.

Vieles, was man in den ersten drei Kapiteln des Buches liest, wurde von anderen bereits beschrieben. Eine Stärke des Buches zeigt sich im vierten Kapitel zum Thema „Zukunftsfragen", in welchem sich Rink zu bisher weniger breit diskutierten Fragen äußert. Kritisch weist er auf die ethischen und juristischen Herausforderungen durch unbemannte Kampfdrohnen hin.

Die Dehumanisierung des Krieges sei bereits im Gange, da die USA inzwischen mehr Drohnenbediener als Jetpiloten ausbildeten. Gemäß Rink sehen Militärexperten die Zukunft des Krieges in autonomen, mit künstlicher Intelligenz ausgestatteten Waffensystemen, die selbständig feindliche Ziele auswählen und über Kampfmaßnahmen entscheiden. Angesichts aktueller Herausforderungen fordert Rink analog zum Ethikrat für Medizin die Einrichtung einer interdisziplinären Ethikkommission für militärische Fragen. Diesem sollten neben Militärexperten auch Persönlichkeiten des zivilen Lebens, Philosophen, Theologen, Psychologen, Informatiker, Ökonomen und Bürgervertreter angehören.

Wirbt hier ein Militärbischof nach zwei Seiten hin um Zustimmung? Soldaten stellt er sich als sie und ihre Bereitschaft zur Schuldübernahme achtenden Kirchenvertreter eines „relativierten Pazifismus" dar, der im Extremfall militärische Gewalt bejaht; Pastoren offenbart er seine Herkunft aus pazifistischen Kreisen. Zweifellos sind dialogbereite Menschen hilfreich, die sich in beiden „Welten" bewegen. In seiner Biographie verbindet Rink sie. Wäre es dann nicht konsequent, wenn er sie auch institutionell verbinden würde? Bisher hatte jeder Militärbischof gleichzeitig ein kirchenleitendes Amt in einer Landeskirche. Rink ist der erste,

der nur Militärbischof ist. Er begründet seine Hauptamtlichkeit mit der veränderten Weltlage, in der die Bundeswehr zur „Berufsarmee“ wurde. Kann man in einem Buch verbinden, was institutionell getrennt wurde?“

SYLVIE THONAK

Treffende Zitate

Bester Zwingli-Kenner

Samuel Lutz: **Ulrich Zwinglis Spiritualität.** Theologischer Verlag, Zürich 2019, 159 Seiten, Euro 23,90.

Samuel Lutz legt ein kleines, aber feines Buch vor, das aus der Perspektive der Spiritualität in die Theologie Huldrych Zwinglis einführt. Spiritualität oder Frömmigkeit, synonym im Haupt- und Untertitel erwähnt, sind nicht nur im engeren Sinn als persönlicher innerer Vollzug religiöser Praxis zu verstehen, sie umfassen in einem weiteren Sinn Lehre und Leben von Zwinglis Frömmigkeit. Lutz geht davon aus, dass Spiritualität und Theologie bei Zwingli relational verbunden sind und sich daher, eng ineinander verzahnt, gegenseitig formen.

Diese Beobachtung prägt auch Aufbau und Inhalt der Schrift: Das erste von vier Hauptkapiteln mit der Überschrift „Spiritualität des persönlichen Lebens“ ist trinitarisch aufgebaut und behandelt die Frömmigkeit mit Blick auf die Gotteslehre. Das zweite Hauptkapitel legt die „Spiritualität des kirchlichen Lebens“ dar, im reformatorischen Gottesdienst, aber auch in der Ablehnung überkommener Bereiche der Frömmigkeit wie Messe, Heiligenverehrung oder Wallfahrten. Das darauf folgende dritte Hauptkapitel wendet sich der „Spiritualität des politischen Lebens“ zu und macht reformatorische Frömmigkeit im Rahmen von Kirche, Staat und Gesellschaft zum Thema. Das abschliessende Hauptkapitel behandelt die „Spiritualität des alltäglichen Lebens“ in Verbindung mit Arbeit, Dankbarkeit, Versuchung oder Nachfolge Christi. Jedes Hauptkapitel wird durch einen Abschnitt zum Gebet abgeschlossen – ein roter Faden, der sich durch die ganze Schrift zieht.

Der Berner Theologe Samuel Lutz hat in seinem Beruf die Tätigkeiten als Pfarrer und als Wissenschaftler eng miteinander verbunden. Viele Jahre war er im Gemeindepfarramt, wirkte im Nebenamt bei der Leitung der Kirche im Berner Synodalrat mit und leitete diesen schließlich mehr als zehn Jahre lang. Daneben war er bei der Edition des Berner Synodus beteiligt (1984/1988), der ersten Predigerordnung der reformierten Kirche Berns, legte eine materialreiche, umfassende, leider wenig beachtete Dissertation zum Gebet bei Zwingli vor (1993) und war Mitherausgeber der in das Neuhochdeutsche übersetzten Zwingli-Schriften.

Lutz gehört gegenwärtig zu den besten Kennern von Zwinglis Werken. Im Buch zeigt sich dieser Umstand darin, dass eine Fülle von treffenden Zitaten und eine Vielfalt von referierten Stellen aus der ganzen Breite von Zwinglis Schriften beigezogen werden. Damit wird ein Einblick in Zwinglis Denken und Handeln möglich. Lutz verfügt zudem über eine einfache, gut verständliche Sprache, mit der er auch komplexe theologische Zusammenhänge ausführen kann.

Das Buch eignet sich daher für ein breites Publikum aus Kirche und Gesellschaft. Es richtet sich aber auch an Studentinnen und Studenten der Theologie und der Geschichtswissenschaft, die einen Zugang zu Zwingli suchen, und selbst Forscher werden auf ihre Rechnung kommen. Die Quellen belegt Lutz mit der gängigen Edition von Zwinglis Werken sowie mit der neuhochdeutschen Übersetzung der Zwingli-Schriften. Auch die Hinweise auf die wichtigste weiterführende Literatur verhelfen der Leserschaft zur weiteren Beschäftigung mit Zwingli. Lutz ist es gelungen, ein ansprechendes Buch zu schreiben, das in die vielfältigen, komplexen inhaltlichen Zusammenhänge von Spiritualität und Theologie bei Zwingli einführt und diese kompetent darlegt.

MARTIN SALLMANN

Religion in der Literatur

Mirjam Zimmermann/Jana Mikota (Hg.): Doppelinterpretationen-Religion in der Kinder- und Jugendliteratur. Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler 2018, 224 Seiten, Euro 19,80.

Namhafte Autorinnen und Autoren von Kinder- und Jugendbüchern werden in diesem Sammelband einer so genannten doppelten Interpretation unterzogen: Kirsten Boie, Charlotte Kerner oder Irma Krauß und viele andere legen ihre Sicht auf das Thema Religion dar, gleichzeitig beleuchten Theologen und Literaturwissenschaftlerinnen die Werke dieser Schriftsteller. Biographische Bezüge und die Sicht auf das eigene Werk stehen also einer externen Interpretation gegenüber. Eine gelungene Methode, die sehr lesenswerte Beiträge hervorgebracht hat.

Anschaulich und kompakt

Andreas Daum: Alexander von Humboldt. Verlag C. H. Beck, München 2019, 128 Seiten, Euro 9,95.

Als Einstieg in die Welt und das Leben von Alexander von Humboldt eignet sich diese Kurzbiographie wunderbar. Dessen 250. Geburtstag bietet Anlass, sich diesem faszinierenden Forschungsreisenden und Universalgenie zu nähern. Mit seinem ausgezeichneten Text trägt der Historiker Andreas Daum dazu bei, dass sich dem Leser Humboldt als Mensch zeigt, aber auch dessen weitgespanntes Werk erschließt. Kompakt, anschaulich und brillant geschrieben, sehr zu empfehlen.

Predigten für den Frieden

Fernando Enns: Gerechten Frieden predigen. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2019, 179 Seiten, Euro 18,–.

Frieden, Versöhnung, Gewaltverzicht, Gerechtigkeit, es sind diese Themen, die den Theologen Fernando Enns in seinen Texten und Predigten immer wieder umtreiben. „Fernando Enns gelingt es in seinen Predigten, die Tiefe der biblischen Texte intensiv auszuleuchten und sie gleichzeitig für aktuelle Fragen und Themenkreise fruchtbar zu machen“, schreibt Renke Brahms, ehemals Friedensbeauftragter der EKD in seinem Vorwort zu diesem interessanten Predigtband, der den Untertitel „ … und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens“ trägt.

Aktuell

Handbuch zur Seelsorge

Christine Burbach (Hg.): **Handbuch Personzentrierte Seelsorge und Beratung.** Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2018, 500 Seiten, Euro 40,–.

Das Handbuch vermittelt einen umfassenden Einblick in Personzentrierte Seelsorge und Beratung. Es will nicht bloß ein Resümee des Geleisteten bieten, sondern auch nach Aktualität, Anschlussfähigkeit und Gesprächsfähigkeit des Personzentrierten Ansatzes (PzA) fragen. Die Beiträgerinnen und Beiträger sind nicht bloß Theoretiker, sondern darüber hinaus in unterschiedlichen Beratungsfeldern tätig. Das Handbuch stellt eine Brücke zwischen Theorie und Praxis dar. Indem auch Beiträger von außerhalb der evangelischen Theologie gewonnen wurden, wird das Handbuch zu einem ökumenischen Projekt. Der PzA ist kein bloß innerevangelisches Phänomen!

Das Handbuch umfasst fünf Teile und enthält ein Stichwort- und ein ausführliches Literaturverzeichnis. Im ersten Teil werden die anthropologischen Grundlagen des PzA rekonstruiert und im Gespräch mit theologischen, medizinischen und anderen therapeutischen Ansätzen diskutiert. Das optimistische Menschenbild von Carl R. Rogers, des Begründers des PzA, rief ja von Anfang an theologischen Widerspruch hervor. Im zweiten Teil werden die Institutionen vorgestellt, in denen die Personzentrierte Seelsorge und Beratung heute verankert ist: katholische und evangelische Kirche, Schule und Caritas und Diakonie.

Der dritte Teil zeigt, welchen Beitrag der PzA in herausfordernden Lebenslagen und bestimmten Feldern der Gesellschaft leisten kann. Im vierten Teil werden verschiedene, vom PzA geprägte Beratungsformate vorgestellt: kirchliche Personalberatung, Supervision in der Arbeitswelt, Organisationsentwicklung, Geistliche Begleitung. Im fünften Teil geht es schließlich um Aus- und Weiterbildungsmodelle, die vom PzA geprägt sind.

Der Siegeszug des PzA im Rahmen der Seelsorge im deutschen Protestantismus begann Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre mit der so genannten empirischen Wende. Damals ging die Vorherrschaft der von der dialektischen Theologie geprägten kerygmatischen Seelsorge zu Ende. Der PzA hatte hierbei einen wesentlichen Anteil. Allerdings erhob sich schon damals die Frage nach dem Proprium der kirchlichen Seelsorge gegenüber säkularen Formen von Seelsorge und Beratung, ohne dass dieses Problem hinreichend geklärt werden konnte.

Inzwischen hat sich der Pulverdampf der zum Teil erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den Befürwortern und den Gegnern der humanwissenschaftlich orientierten Seelsorge verzogen. Dies erlaubt eine nüchterne Bestandsaufnahme dessen, was die Integration von psychologischen Erkenntnissen und therapeutischen Methoden wie der PzA der kirchlichen Seelsorge gebracht hat. In erster Linie einen Zugewinn an Mitteln und Möglichkeiten. Das belegt das Handbuch. Die methodische Ausbildung stellte einen notwendigen Fortschritt für die kirchliche Seelsorge dar. Es war auch höchste Zeit, dass die Person des Seelsorgers und der Seelsorgerin dabei in den Fokus rückte.

Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr
Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
0521/9440-145

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Igal Avidan
Nahostexperte und Journalist, Berlin

Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin

Cornelia Coenen-Marx
Oberkirchenrätin a. D., Garbsen

Caspar Dohmen
Wirtschaftsjournalist, Berlin

Dr. Sebastian Engelbrecht
Journalist und Kirchenhistoriker, Berlin

Udo Feist
Autor, Dortmund

Annemarie Heibrock
Journalistin, Bielefeld

Dr. Okko Herlyn
Professor em. für Theologie, Duisburg

Dr. Jörg Herrmann
Direktor der Evangelischen Akademie der Nordkirche, Hamburg

Ulrike Herrmann
Redakteurin der *taz*, Berlin

Angelika Hornig
Journalistin, Minden

Dr. Wilhelm Hüffmeier
Kirchenpräsident i. R., Berlin

Dr. Dr. Klaas Huizing
Professor für Systematische Theologie an der Universität Würzburg

Jürgen Klute
Vorstandsmitglied der „BAG linke Christ*innen in der Partei Die Linke“

Dr. Sebastian Kranich
Direktor der Evangelischen Akademie Thüringen, Neudietendorf

Dr. Reinhard Lassek
Wissenschaftsjournalist, Celle

Dr. Kerstin Menzel
Landeskirchliche wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humboldt-Universität zu Berlin

Andreas Mink
Journalist, New York

Claudia Rusch
Autorin, Berlin

Dr. Martin Sallmann
Professor für Kirchengeschichte an der Universität Bern

Martin Theis
Journalist, Tübingen

Marlehn Thieme
Aufsichtsratsvorsitzende der Bank für Kirche und Diakonie, Bad Soden

Dr. Sylvie Thonak
Oberstudienrätin im Schuldienst des Landes Baden-Württemberg

Gerhard Ulrich
Landesbischof em., Schwerin

Fabian Weiss
Fotograf, Maria Gugging (Österreich)

Dr. Peter Zimmerling
Professor für Praktische Theologie an der Universität Leipzig

Rolf Zöllner
Fotograf, Berlin

IMPRESSUM

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Wolfgang Huber, Berlin
Ilse Junkermann, Magdeburg
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Gottfried Locher, Bern
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christoph Schwöbel, St. Andrews/Schottland
Christiane Tietz, Zürich
Gerhard Ulrich, Schwerin
Michael Weinrich, Bochum

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Zankel, Diana Zschauer
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 0 30/3 10 01 13 00, Fax 0 30/3 10 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin), Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing (Würzburg), Jürgen Israel (Berlin), Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Dietrich Bauer

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Telefon 0 69/5 80 98-0, Fax 0 69/5 80 98-363
Anzeigen: m-public
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 0 30/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Susanne Hirschel
Tel. 030/325 321 434
E-Mail: hirschel@m-public.de, www.m-public.de

Abonnement-Verwaltung
Postfach 50 05 50, 60439 Frankfurt
Tel. 0 69/58 098-191, Fax 0 69/58 098-226
E-Mail: kundenservice@gep.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet EUR 78,00 (inkl. Versandkosten). Ruheständler, Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 6,90. Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und sehbehinderte Menschen. Tel. 05 61/72 98 71 61 oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum Druck- und Verlagsgesellschaft mbH

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3, 34587 Felsberg
Tel. 0 56 62/9 48 70, Fax 0 56 62/94 87-287

Ebenso war es wichtig, dem Seelsorgesuchenden Mut zum Selbst zu machen, ihn zu ermutigen, seine Selbstheilungskräfte zu erkennen und freizusetzen. Die Entwicklung ist allerdings weitergegangen. Die humanwissenschaftlich orientierte Seelsorge wie der PzA muss angesichts der Integration der Spiritualität in viele säkulare Beratungsformen aufpassen, dass sie nicht von solchen Ansätzen gewissermaßen rechts überholt wird. Dazu kommt, dass in der kirchlichen Seelsorge durch die Rezeption von Formen der Geistlichen Begleitung ein dezidiert spirituell geprägter Ansatz mittlerweile eine große Anhängerschaft gewonnen hat.

PETER ZIMMERLING

Kultur der Sorge

Leben am Ende

Wolfgang Beer/Edith Droste (Hg.)u. a.: **Auf dem Weg zur Sorgekultur.** der hospizverlag, Esslingen 2018, 262 Seiten, Euro 29,99.

Die Idee zu dieser Publikation entstand auf einem Colloquium zur Palliativen Praxis in der stationären Altenpflege, das die Diakonie Deutschland gemeinsam mit dem Spitzenverband der gesetzlichen Krankenkasse durchführte. Die palliative Versorgung in der Altenpflege, die dabei im Fokus steht, wird hier zum Anstoß für eine Weiterentwicklung der Sterbekultur, die die Lebensmöglichkeiten der älteren und sterbenden Menschen in den Mittelpunkt stellt. Neben Überlegungen zur Weiterentwicklung der Sorgekultur in Hospizen und Pflegeeinrichtung finden sich deshalb Beiträge zur Gestaltung Sorgender Gemeinschaften im Quartier.

Grundlegende Überlegungen zum „Ende der Untersterblichkeit“ (Werner Schneider), zur Begleitung alter Menschen in der letzten Lebensphase durch Kirche und Diakonie (Ralph Charbonnier) wie auch zur Bedeutung des Ehrenamts und zur Interdisziplinarität verbinden die unterschiedlichen Perspektiven.

Giovanni Maio, Freiburg, fasst prägnant zusammen, was im Untertitel als „Blinde Flecken der alternden Gesellschaft“ angesprochen wird: „Unsere Zeit, die geprägt ist von Effizienz, Schnelligkeit und Stromlinienförmigkeit, birgt die Tendenz in sich, sich über die Bedürfnisse alter Menschen hinwegzusetzen … Nirgendwo wird die Notwendigkeit einer Ethik der Sorge deutlicher als im Umgang mit dem alten Menschen.“ Schneider skizziert die neue Kultur der Sorge als soziale Innovation am Beispiel des „Altenheims“. Er plädiert dafür, die aktuelle Pflegekrise als Ausdruck zukünftig sich verschärfender Herausforderungen zu verstehen und die Institution Heim neu zu erfinden: Das „Heim der Zukunft soll zu einem Zentrum einer neuen Sorgekultur und Sorgepraxis, zum Mitgestalter gesellschaftlicher Veränderungen werden“ – ein Knoten im Netz von Dienstleistungsstrukturen und Zivilgesellschaft. Mit einem kritischen Blick auf jedwede Überhöhung der Idee von „Sorgenden Gemeinschaften“ hält er fest, dass es dabei um das ganz unterschiedlich gestaltete Angebot „temporär gelebter und erfahrbarer Gemeinschaft in einer radikal individualisierten Gesellschaft“ geht – dann, „wenn sie es am dringendsten braucht“.

Kirche und Diakonie, so Ralph Charbonnier, können dabei Erfahrungen der Altenseelsorge, der ehrenamtlichen und pfarramtlichen Gemeindeseelsorge, der Lebensberatung wie auch des sozialpädagogischen Handelns einbringen und den Fokus der palliativen Arbeit weiten wie zugleich profilieren: Seelsorgliche Arbeit zeigt sich in Lebensbegleitung wie ganz spezifisch in Spiritual Care, in kultur- und religionssensiblen Perspektiven wie in diakonischer Trägerschaft. „Sie wissen, dass mitten im Leben Dinge gelernt werden, auf die Menschen in der letzten Lebensphase zurückgreifen möchten, dass seelische Prozesse in der persönlichen Begleitung sterbender Menschen eine wesentliche Rolle spielen und so auch in der Organisation des Zusammenlebens Berücksichtigung finden sollten.“

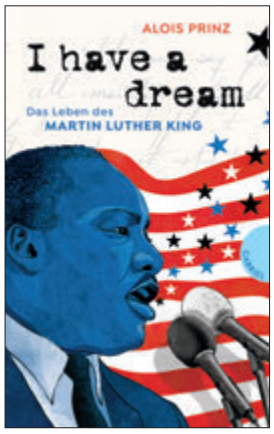
Was das konkret bedeuten kann, zeigen die Praxisbeispiele und -reflexionen unter anderen von Katharina Heimerl,

Frank Kittelberger und Katharina Ruh. Verbindende Artikel hätten geholfen, den vorwärtsweisenden Ertrag des Diskurses der unterschiedlichen Professionen deutlicher zu machen. Die Entwicklung einer Kultur und Ethik der Sorge bleibt eine Herausforderung über die verschiedenen, zum Teil konkurrierenden Praxisfelder hinweg: Sie verlangt „Zeit und Zuwendung", ein vertrauensvolles und kooperatives Zusammenspiel der unterschiedlichen Akteure und die notwendige finanzielle Ausstattung.

CORNELIA COENEN-MARX

Stets aktuell

Biographie für junge Lesende



Alois Prinz: **I have a dream.** Gabriel Verlag, Stuttgart 2019, 254 Seiten, Euro 17,–.

Ein Held? Ein Heiliger? Ein Übermensch? Die jungen Leserinnen und Leser der neuen Biographie von Alois Prinz werden nach der Lektüre wissen: Vor allem war Martin Luther King ein Mann wie viele andere auch, weil er all das kannte, was (auch) zum Menschsein gehört: Ängste und Sorgen, Ratlosigkeit, Phasen von Hoffnungslosigkeit und Erschöpfung. Gleichzeitig erfahren sie, dass King mehr war: Er war ein Mann mit Charisma, eine starke Persönlichkeit, die Menschen begeistern und mitreißen konnte und darum schon in jungen Jahren zu einer weltweiten geachteten Symbolfigur der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung wurde.

Es ist ein differenziertes Bild, das Alois Prinz von Martin Luther King zeichnet. Glücklicherweise erliegt der Autor nicht der Versuchung, den schwarzen US-amerikanischen Bürgerrechtler zu überhöhen und ihn zu einem über alles Menschliche erhabenen Helden zu stilisieren. Damit unterscheidet sich sein kürzlich erschienenes Buch „I have a dream – Das Leben des Martin Luther King" wohltuend von anderen Biographien aus dem Jugendbuchbereich, die um der Vereinfachung und Verständlichkeit willen die historische Genauigkeit hintanstellen.

An Jungen und Mädchen ab 13 Jahre richtet sich die Biographie, die chronologisch den Stationen in Leben Kings folgt – von seiner Geburt im Jahr 1929 in Atlanta/Georgia bis zu seiner Ermordung im April 1968 in Memphis/Tennessee. Dabei geht der Autor dankenswerterweise über die Schilderung der Fakten hinaus und beleuchtet auf eine für ein junges Publikum verständliche Weise auch die geistigen und geistlichen Wurzeln von Kings Engagement.

Dazu gehört etwa Kings Idee von den drei Dimensionen, die für ein „vollkommenes Leben" notwendig seien: Unter der „Länge" versteht King Prinz zufolge, dass jeder Mensch seine Fähigkeiten und Talente entdecken und entfalten solle. Die zweite Dimension, die „Breite", gehe über die ichbezogene Selbstverwirklichung hinaus. „Das Ich", so zitiert Prinz King, „kann ohne das Du keine Erfüllung finden". Das gelte sowohl für den einzelnen Menschen wie auch für Staaten. Die dritte Dimension schließlich führe über die Grenzen des Menschlichen hinaus zu der Frage, ob hinter der sichtbaren Wirklichkeit nicht eine jenseitige Kraft wirke. Wer an diese Kraft glaube, der glaube auch an einen liebenden Gott.

Dieser Glaube, dieses Gottvertrauen, das zeigt auch die Biographie von Alois Prinz, war das vermutlich wichtigste Fundament in Kings Leben. Aufgewachsen in einer eher schlichten Bibelfrömmigkeit studierte King Theologie und erweiterte seinen intellektuellen Horizont und damit sein Verständnis der Bibel. Was dazu führte, dass für ihn Glauben und (politisches) Handeln fortan untrennbar verbunden waren.

Alois Prinz hat etliche Lebensgeschichten berühmter Persönlichkeiten aufgeschrieben – nicht nur für jugendliche, auch für erwachsene Leserinnen und Leser: von Jesus über den Apostel Paulus bis hin zu Hermann Hesse und Ulrike Meinhof. Die nicht weniger empfehlenswerte King-Biographie nun trifft vielleicht insoweit den Puls der Zeit, als das sie jungen Menschen, die sich heute für politische Ziele wie den Klimaschutz engagieren, einmal mehr zeigt: Ja, du kannst etwas bewirken. Jeder und jede Einzelne kann etwas bewirken, wenn er oder sie nur den Willen dazu hat und die Bereitschaft, sich mit anderen zusammenzuschließen. Friedlicher Protest, gewaltloser Widerstand – die Idee ist nicht überholt. Im Gegenteil: Sie ist heute so aktuell wie zu Kings Zeiten.

ANNEMARIE HEIBROCK

Über Fontane hinaus

Kirchen in der Mark Brandenburg

Johann Hinrich Claussen, Klaus-Martin Bresgott: Streifzüge durch **Das Land Fontanes** zu Kirchen in der Mark Brandenburg. Monumente Verlag, Bonn 2019, 128 Seiten, Euro 19,80.

In der Flut der Veröffentlichungen zum Fontanejahr 2019 sind hoffentlich solche, die als Navigatoren im Riesenwerk Fontanes dienen. Die hier anzuzeigenden *Streifzüge durch das Land Fontanes* richten sich allerdings an Personen, die es aus kulturellem, ästhetischem und religiösem Interesse auf den Spuren Fontanes „zu Kirchen in der Mark Brandenburg" zieht. Dabei rücken jeweils vier Kirchen in drei Regionen der Mark ins Blickfeld. Im Ruppiner Land St. Trinitatis in Neuruppin, St. Laurentius in Rheinsberg, die Klosterruine und Kirche in Lindow sowie St. Marien in Gransee, im Havelland die Kirchen in Sacrow, Caputh, Werder und Paretz, im Oderbruch St. Nikolai in Bad Freienwalde, sowie die Kirchen in Buckow, Neu-Hardenberg und Neukunersdorf.

Dank der bau- und kunsthistorischen sowie musikalischen Expertise der Autoren ist ein Buch entstanden, das zwar an Schilderungen Fontanes von seinen Besuchen in den genannten Kirchen anknüpft, dann aber deren wechselvolle Geschichte weit über Fontane hinaus bis in die Zeit

der DDR und die Tage vor und nach der „friedlichen Revolution“ 1989 nachzeichnet. In kurzen eigenständigen Kapiteln wird zugleich deren Baugeschichte und bildnerische Ausgestaltung dargestellt. Insofern ist dieses Buch auch ein wichtiger Beitrag zum dreißigsten Jahrestag des Mauerfalls und ersetzt viele kleine Kirchenführer. Speziell Fontane selber gelten die Essays über dessen Pastoren und dessen „besonderen Freuden am Bild“ mit der Begründung, warum der Dichter das Bild „Christus als Apotheker“ in der Kirche zu Werder „brüsk“ ablehnte.

Die Anknüpfung an Fontane vollzieht sich in einem sympathisierenden, aber auch kritischen Gespräch. Wichtiger jedoch ist, was die Autoren zur Geschichte der besuchten Kirchen nach Fontane herausgefunden haben. In Neukunersdorf etwa musste anstelle der in den letzten Kriegstagen zerstörten Kirche eine ganz neue, von Curt Steinberg entworfene, gebaut werden, übrigens gemeinsam mit aus Schlesien geflohenen Katholiken unter den Bedingungen der DDR-Mangelwirtschaft. In Lindow beteiligte sich die Kirchgemeinde wie an so vielen Orten im Herbst 1989 an den Protestkundgebungen und Friedensgebeten, die das Ende der realsozialistischen Republik einläuteten.

Besonders anrührend ist die Geschichte des im Haus gegenüber der Kirche St. Nikolai in Bad Freienwalde geborenen Juden Hans Keilson. Zeitweise hat er im dortigen Kirchenchor mitgesungen und trotz der Zerstörung der Synagoge 1938 als Überlebender des Holocaust in dem Buch „Da steht mein Haus“ ein liebevolles Andenken an seine Geburtsstadt bewahrt. Auch diese Aufmerksamkeit führt weit über Fontane hinaus, der in seinen Wanderungen keinen Blick für Synagogen an den von ihm besuchten Orten entwickelte und mit seinem Antisemitismus kämpfen musste.

Das in feiner Weise dem märkischen Dichter nachempfundene Buch schließt mit Kurzporträts von insgesamt 34 Kirchen und anderen Bauwerken, darunter solche, für die sich die Deutsche Stiftung Denkmalschutz engagiert, sowie einem Adressenverzeichnis mit Öffnungszeiten. Also ein gutes Vademecum für Wanderer in unseren Tagen, zugleich aber auch ein schönes Lese- und Bilderbuch.

WILHELM HÜFFMEIER

Joker

Joaquin Phoenix schockiert mit einer atemberaubend verstörenden Interpretation des ikonischen Batman-Bösewichts. Sein frustrierender Job als Partyclown belastet die Psyche von Arthur Fleck vor seiner Zeit als Joker in Gotham City, die er jedoch mit einem strukturierten Leben, Psychotherapie und Medikamenten unter Kontrolle behält. Als seiner Sozialarbeiterin die Mittel gestrichen werden, verliert er den Zugang zur Therapie und seinen Medikamenten und folglich auch langsam den Verstand. Regisseur Todd Phillips überrascht mit einem zutiefst beklemmenden Film, der einen neuen Blickwinkel auf die Figur des Jokers eröffnet.

Start: 10.10.2019
Länge: 122 Minuten
Land: USA 2019
Regie: Todd Phillips

Parasite

Familie Kim hat es nicht leicht. Vater Gi-taek und Mutter Chung-sook sind arbeitslos und leben zusammen mit ihren erwachsenen Kindern Ki-Jung und Ki-woo in einer verwahrlosten Kellerwohnung. Als dem Vater eine Stelle als Nachhilfelehrer für die Tochter der wohlhabenden Familie Park angeboten wird, fälscht er erfolgreich sein Abschlusszeugnis und wird ein Angestellter der Parks. Nach und nach schleust er seine Familienmitglieder ein. Es stellt sich jedoch schnell heraus, dass nicht nur Familie Kim etwas zu verbergen hat. Die clevere, hochspannende Satire von Bong Joon-ho („Snowpiercer“) wurde dieses Jahr in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet.

Start: 17.10.2019
Länge: 132 Minuten
Land: Südkorea 2019
Regie: Bong Joon-ho

Zwingli – Der Reformator

Zürich 1519. Nach dem Antritt seiner Stelle als Leutpriester am Großmünster zieht der junge Priester Huldrych Zwingli sowohl positive und negative Aufmerksamkeit auf sich. Seine auf Deutsch gelesenen Messen und die Predigten gegen das Söldnertum, das Fastengebot und die Missstände der Kirche finden bei vielen Bürgern Zuspruch, von der offiziellen Kirche wird er der Ketzerei beschuldigt. Der Film von Stefan Haupt über den Reformator war die teuerste Schweizer Produktion aller Zeiten. Sie beschreibt Zwingli in einem historischen Bilderbogen durchaus ambivalent, zeigt ihn auch als Realpolitiker, der mit dem Rat der Stadt kungelt.

Start: 31.10.2019
Länge: 128 Minuten
Land: Schweiz 2019
Regie: Stefan Haupt

Ungewöhnliche Preisträgerin

Foto: Yui Mok

Die irische Altpräsidentin Mary McAleese erhält am 30. Oktober den Alfons-Auer-Ethik-Preis der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen. Die mit 25 000 Euro dotierte Auszeichnung soll ihr Engagement als Christin und Wissenschaftlerin bei der Umsetzung ethischer Werte in der politischen Praxis würdigen.
Während McAleeses Präsidentschaft 1997 bis 2011 wurden Gesetze eingeführt, die die Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung verbieten.
Nach ihrer Amtszeit studierte die Juristin und Journalistin in Rom Kirchenrecht, und im vergangenen Jahr promovierte sie in dem Fach.
McAleese setzt sich für die gleichgeschlechtliche Ehe ein und gegen das Verbot von Verhütungsmitteln durch den Vatikan.
Der von dem Unternehmer Siegfried Weishaupt gestiftete Alfons-Auer-Ethik-Preis ist nach dem liberalen Moraltheologen Alfons Auer (1915 – 2005) benannt, der von 1966 bis 1981 an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen lehrte.

Gauland gegen Ausgrenzung

Dorothea Gauland, Pfarrerin in Langen bei Frankfurt am Main, ist neue Ökumenepfarrerin in Mainz und für den interreligiösen Dialog zuständig. Die 38-Jährige sagte vor der Presse, „wenn Angehörige einer Religion sofort unter Verdacht geraten, auch, wenn nichts gegen sie vorliegt“, sei das „gesellschaftlich sehr kontraproduktiv“. Die Pfarrerin hat sich bereits vor einigen Jahren von den politischen Ansichten ihres Vaters Alexander Gauland (AfD) distanziert.

Beauftragter bei Senat und Bürgerschaft

Foto: Thomas Kärst

Pastor Thomas Kärst, der sechs Jahre lang persönlicher Referent der Hamburger Bischöfin Kirsten Fehrs war, ist seit 1. Oktober Beauftragter der Nordkirche bei Hamburgs Bürgerschaft (Landtag) und Senat (Landesregierung). Der 51-Jährige ist Nachfolger von Oberkirchenrätin Elisabeth Chowaniec, die in den Ruhestand getreten ist.
Nach dem Theologiestudium arbeitete Kärst als Redakteur in Hannover beim *Evangelischen Pressedienst (epd)*, bei der *Deutschen Presse-Agentur (dpa)* in Hamburg, als ehrenamtlicher Pastor im Stadtteil Altona, als Pressereferent in der Hamburger Bischofskanzlei und als Chefredakteur beim ökumenischen Verein *Andere Zeiten*.

Von der EKD zur Deutschen Bahn

Michael Brinkmann, der fünf Jahre lang die Stabsstelle Kommunikation im Kirchenamt der EKD leitete, ist zu seinem früheren Arbeitgeber Deutsche Bahn zurückgekehrt. Dort hat der 47-Jährige die Kommunikation für den Personenverkehr übernommen.

Religiöse NGO: Erstmals Frau berufen

Azza Karam, Professorin für Religion und Entwicklung an der Freien Universität Amsterdam, ist neue Generalsekretärin der Organisation „Religionen für den Frieden“ (*Religions for Peace*). Damit steht erstmals eine Frau an der Spitze der größten interreligiösen Nichtregierungsorganisation der Welt. Karam folgt auf William Vendley, der das Amt seit 1994 innehatte.

Italienische Lutheraner: Vizedekanin berufen

Kirsten Thiele, Pfarrerin der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Neapel, ist Vizedekanin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Italien. Die 53-Jährige ist Nachfolgerin der Florentiner Pfarrerin Franziska Müller, die nach Deutschland zurückgekehrt ist.

ANGEZEIGT

Liturgie

„Wohin geht die Liturgiewissenschaft?“ Um diese Frage kreisten die Vorträge, die beim 25-jährigen Jubiläum des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) in Leipzig gehalten wurden und jetzt veröffentlicht worden sind. Dem evangelischen Liturgiewissenschaftler Michael Meyer-Blanck (Bonn) hatte sein römisch-katholischer Kollege Benedikt Kranemann (Erfurt) geantwortet.
Zum Runterladen: www.velkd.de/velkd-texte-183-25Jahre-Liturgiew-Institut
Mehr Informationen: www.velkd-liturgie.de.

Reformierte ehren Lutheraner

Michael Bünker, Altbischof der evangelisch-lutherischen Kirche Österreichs (A. B.), hat das Hugenottenkreuz, die höchste Auszeichnung der evangelisch-reformierten Kirche Österreichs (H. B.) erhalten. Damit wurden Bünkers Verdienste um die Reformierten gewürdigt. Beide Kirchen bilden die Evangelische Kirche A. u. H. B., die für die gemeinsame Verwaltung und die Finanzen zuständig ist. Ihr gehören rund drei Prozent der Bevölkerung an.

Schächten als Ausnahme

Das CDU-geführte Landwirtschaftsministerium von Niedersachsen will weiterhin Ausnahmegenehmigungen für das Schächten erteilen, das betäubungslose Schlachten durch den Halsschnitt, das Juden und Muslime aus religiösen Gründen praktizieren. Doch sollen in dem Erlass die kommunalen Behörden deutlicher als bisher auf Betäubungsmethoden wie die elektrische Kurzzeitbetäubung hingewiesen werden. Die CDU-Landtagsfraktion hatte gefordert, das Schächten generell zu verbieten. Daraufhin hatten Vertreter der Muslime in Niedersachsen und der Präsident des Zentralrats der Juden Josef Schuster mit Empörung reagiert.

Verbot religiöser Symbole für Richter

In Niedersachsen soll es Richtern und Staatsanwälten untersagt werden, sichtbare Abzeichen zu tragen, die eine religiöse, weltanschauliche oder politische Überzeugung ausdrücken. Justizministerin Barbara Havliza (CDU) will einen entsprechenden Gesetzentwurf in den Landtag einbringen. Die Präsidentin des hannoverschen Landeskirchenamtes Stephanie Springer sagte, sie halte es grundsätzlich für richtig, wenn Richter und Staatsanwälte bei ihrer Tätigkeit nicht auffällige religiöse Symbole und Kleidungsstücke tragen dürften. Aber diskrete Zeichen wie ein kleines Kreuz, ein Davidstern oder andere Symbole an einer Kette müssten erlaubt bleiben.

Foto: Picture Alliance/Chris Kleponis

Präsident Donald Trump und zwei Senatoren beim Nationalen Gebetsfrühstück 2019 im Hilton Hotel in Washinton.

US-Evangelikale: Gegensätzliche Haltung zu Trump

Von den weißen US-Evangelikalen über 45 beurteilen 55 Prozent Präsident Donald Trump „sehr positiv“ (*very favorable*), während das nur 25 Prozent der 18- bis 44-Jährigen tun. Das hat eine Studie des überparteilichen Washingtoner Meinungsforschungsinstituts „Voter Study Group“ ergeben. Während 66 Prozent der weißen Evangelikalen zwischen 18 und 34 Jahren die Ansicht vertreten, dass Einwanderung die USA stärkt, tun das bei den über 65-Jährigen nur 32 Prozent. Das renommierte Washingtoner Pew Research Center hatte bei einer Umfrage im Januar festgestellt, dass insgesamt 69 Prozent der Evangelikalen Trumps Amtsführung billigen (*approve*). Von den Angehörigen der klassischen evangelischen Kirchen (*mainline churches*) taten das 48, von den römischen Katholiken 36, von den Juden 24 und von den Konfessionslosen 20 Prozent.

SPD-Politiker:„Evangelische Revolution“ in der DDR

Für Brandenburgs Altministerpräsident Matthias Platzeck (SPD) waren die Ereignisse, die sich im Herbst 1989 in der DDR abspielten, im Kern „eine evangelische Revolution“. Es sei kein Zufall, dass sich die friedliche Revolution mit Orten wie der Berliner Gethsemanekirche, der Leipziger Nikolaikirche und der Potsdamer Friedrichskirche verbinde, sagte der 65-Jährige bei einem Zeitzeugengespräch in Potsdam. In der evangelischen Kirche sei diskutiert worden, inwieweit man der Opposition Räume zur Verfügung stellen solle, „aber am Ende gingen die Türen für die Demonstranten auf“, betonte Platzeck. Türen römisch-katholischer Kirchen seien dagegen meist verschlossen geblieben.

Hessen-Nassau: Ruhende Mitgliedschaft?

Als Reaktion auf die hohe Zahl der Kirchenaustritte wird in der hessen-nassauischen Landeskirche über Kirchensteuererleichterungen in einer bestimmten Lebensphase sowie ruhende Mitgliedschaften nachgedacht. Die im Juli veröffentlichte Statistik für 2018 zeige, dass im Rhein-Main-Gebiet vor allem 25- bis 35-Jährige die Kirche verließen, um Geld zu sparen, sagte Kirchenpräsident Volker Jung in Frankfurt am Main. Es sei aber klar, dass Steuererleichterungen und ruhende Mitgliedschaften nur auf der Ebene der EKD zu realisieren seien.

Kleinod der Renaissance

Das Mausoleum des Fürsten Ernst zu Schaumburg

ANGELIKA HORNIG

Leicht zu übersehen ist das Mausoleum im niedersächsischen Stadthagen. Direkt am Marktplatz schließt sich hinter dem Chor der Martini-Kirche das fensterlose Monument als separater Bau an. Ein Kleinod, gebaut von Fürst Ernst von Holstein-Schaumburg (1569–1622), der, wie der persische Herrscher Maussolos und Namensgeber der Grabstätten, kinderlos blieb.

Der relativ kleine Bau, den ursprünglich Giovanni Maria Nosseni, Hofarchitekt in Dresden, bauen sollte, hat eine lange Geschichte. 1608 wurde der Vertrag über die Errichtung der „kleinen Capellen" geschlossen, Nosseni lieferte den Entwurf, vier Jahre später kündigte Ernst den Vertrag. Der Architekt hatte seine Geldforderungen in zähen Verhandlungen mit fadenscheinigen Argumenten um 75 Prozent erhöht. „Crumme Dinge" seien das, so der Fürst und beauftragte den ortsansässigen Anton Boten mit der Bauleitung, der gleich mit der Arbeit begann und auch dem Inneren seine Handschrift gab. Er schuf die zarten, zurückhaltenden Gemälde in der Decke und ist für die ringsum in vier Wandfeldern stehenden Ädikulä, von Säulen getragene antike Tempelchen, verantwortlich, in denen, mit Wappen bekrönt, Eltern und Gemahlin des Fürsten beigesetzt sind.

Der Grundriss gibt bis heute Rätsel auf, weshalb wurde ein Siebeneck gewählt? Spielte hier der antike Gedanke eine Rolle, die sieben Weltwunder, zu denen das Mausoleum zählte? Das Christentum mit den sieben Freuden der Maria? Oder ist es ein Verweis auf die Rosenkreuzer, denen Fürst Ernst nahe stand? Das Geheimnis hat Ernst mit ins Grab genommen und rückt damit in seinem Alabastersarkophag in den Mittelpunkt, der auf kostbarem Marmorboden steht. Geheimnisvolle, dunkle Bronzefiguren gruppieren sich ringsum, schlafende Wächter, von denen nur einer erwacht. Nach oben schauend scheint er erstaunt wahrzunehmen, dass auf dem Monument ein imposanter Christus auferstanden ist. Ein einmaliges Thema für ein Grabmal, von unermesslichem Wert. Denn die Bronzefiguren stammen von Adriaen de Vries (um 1556–1626), dem bedeutendsten Bildhauer seiner Zeit, tätig am Hof von Kaiser Rudolph II. in Prag, wo auch die Figuren entstanden. Dass er einen Auftrag für den eher unbedeutenden Grafen aus Norddeutschland annahm, ist ungewöhnlich. „Fürst Ernst gab sich nur mit dem Allerbesten zufrieden", heißt es. Der Bildhauer selbst reiste nie nach Stadthagen. Er schickte seine Kunstwerke von 1618–1620 aus Prag, per Schiff gelangten sie nach Hamburg, dann auf dem Landweg nach Stadthagen.

Fünfzehn nervenaufreibende Jahre benötigte Fürst Ernst für die Planung. Immer wieder machten ihm die Unzuverlässigkeit der Künstler, die Kosten, der Import der Baustoffe aus Italien, der Kunstwerke aus Prag zu schaffen.

Sein Mausoleum sah er nur im Modell, erst nach seinem Tod 1622 begann seine Witwe mit dem Bau. Zwischenzeitlich musste er sich mit einem Platz im Altarbereich der St. Martini-Kirche begnügen. Das fiel schon in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, den das Mausoleum, genau wie beide Weltkriege, erstaunlicherweise unbeschadet überstand. Anderswo wurden die meisten Plastiken von de Vries als Kriegsbeute verschleppt und sind heute unter anderem im Louvre zu sehen. Nur in Stadthagen findet man sie noch im unveränderten Kontext, bis heute gefragt bei Kunstkennern aus aller Welt.

Wo nur vier Personen Platz finden sollten, wurden es im Laufe der Jahrhunderte 28 Familienmitglieder. Als nichts mehr ging, man die Tradition jedoch fortsetzen wollte, baute man 1911 im Schlosspark Bückeburg ein neues Mausoleum. Das nun mit sehr viel Platz.

Das kleine Renaissance Mausoleum in Stadthagen ist dienstags bis freitags 13 bis 17 Uhr, sonnabends 10 bis 14 Uhr, sonntags 13 bis 17 Uhr geöffnet, Informationen und Buchungen: 057 21 / 93 42 42.

NOTABENE

• „Freilich, bereits das Christentum hatte den Menschen entwurzelt – oder auf den bloß temporären Charakter seiner irdischen Wurzeln und seiner weltlichen Heimat aufmerksam gemacht … Er lebe in der Welt, aber sei nicht von dieser Welt, so die aufrüttelnde Botschaft des Evangeliums. Nur der Himmel könne ihm, den sündigen, nach Erlösung lechzenden Menschen, wirkliche Heimat sein. Auch die christliche Existenz ist Leben im Übergang; der Mensch als Pilger, ein Gast nur auf Erden. Heimatkunde wird im Zeichen des Kreuzes zur Eschatologie und Heimat zu einem ganz anderen, einem paradiesischen Ort." Das schreibt der Philosophieprofessor Holger Zaborowski im dem Buch *Heimat Europa*.

• „Nach acht Jahren als Messdiener und kurz vor dem Eintritt ins Priesterseminar war es dann sein eigener Priester in der katholischen Gemeinde Radcliffe, der Boyle die Sache ausredete. ‚Ich weiß bis heute nicht, ob er mich vor dem Priestertum retten wollte', sagt Boyle, ‚oder das Priestertum vor mir'. Dass aus Danny Boyle stattdessen ein Regisseur geworden ist – und was für einer! – hat dennoch mit dieser Priestersache zu tun. ‚Kirche hat ja etwas sehr Theatralisches', sagt Boyle. ‚Und Geld zusammenschnorren und Leuten sagen, was sie gefälligst tun sollen – das haben beide Berufe gemeinsam.'" Ein Porträt über Danny Boyle in der *Brigitte*.

• „Als Muster, um sich sein Leben zu erzählen und Zeit zu strukturieren, bieten sich viele an. Alle sieben Jahre haben unsere Körperzellen sich einmal rundum erneuert, alle sieben Jahre ist man so oder so ein anderer Mensch. Meine Mutter benutzt den religiösen Kalender, sie lebt, weil es sie mit ihrer Kindheit verbindet, von Fronleichnam zu Fronleichnam, und mein Vater davon, den Abend die alte Standuhr im Wohnzimmer aufzuziehen, also einem 24-Stunden-Rhythmus zu folgen", so Ulrike Draesner in ihrem neuen Buch *Eine Frau wird älter*.

Sehen, hören und – erkennen?

„Ich glaube nur, was ich sehe." So begründen manche Zeitgenossen, warum sie Religion für ein Gehirngespinst halten und ablehnen. Bei dieser Tagung gehen Naturwissenschaftler der Frage nach, inwiefern das menschliche Gehirn die Wirklichkeit erkennt. Ein Theologe zeigt, „warum die Rede von Gott von der Wirklichkeit handelt". Anmeldeschluss: 2. November.

Wie wirklich ist die Wirklichkeit?

9. bis 10. November, Evangelische Akademie Hofgeismar, Telefon: 056 71 / 88 11 18, E-Mail: christine.lerner@ekkw.de, www.akademie-hofgeismar.de

Jesuiten, Juden, Merkel, Muslime

Im 19. und 20. Jahrhundert wurden Freimaurer, Jesuiten und Juden für alles Mögliche verantwortlich gemacht. Heute bezichtigen Rechtsextremisten Angela Merkel, eine „Umvolkung" der Deutschen zu planen. Diese Tagung, die der Weltanschauungsbeauftragte der bayerischen Landeskirche verantwortet, geht dem Ursprung und der Wirkung von Verschwörungstheorien nach und beleuchtet auch die Beziehung von Rechtsextremisten und Kirchenmitgliedern. Anmeldeschluss: 8. Oktober.

Verborgene Wahrheit? Verschwörungsdenken und Weltanschauungsextremismus

18. bis 20. November, Evangelische Tagungsstätte Wildbad in Rothenburg ob der Tauber, Telefon: 098 61 / 97 70, Fax: 098 61 / 26 05, E-Mail: fell@wildbad.de, www.weltanschauungen.bayern-evangelisch.de

Für angehende Sozialarbeiterinnen

Migration und der Dialog mit Muslimen ist ein Spezialgebiet der Katholischen Akademie Stuttgart. Diese Tagung für angehende Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen gibt einen Überblick über die Migration in drei Nachbarländern Deutschlands, ermöglicht eine Hospitation in Einrichtungen für Einwanderer und Flüchtlinge, gibt einen Einblick in das Migrationsrecht und informiert über den Islam in Deutschland.

Migration und Soziale Arbeit

2. bis 6. Dezember, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Telefon: 07 11 / 164 07 21, Fax: 07 11 / 164 08 21, E-Mail: ilfrich@akademie-rs.de, www.akademie-rs.de

Für lesbische und andere queere Frauen

Seit 34 Jahren treffen sich Lesben in der Akademie der württembergischen Landeskirche. In diesem Jahr geht es um die Fragen, inwiefern es nötig ist, eine Heimat zu haben und ob man diese auch in der Kirche finden kann. Diese Tagung geht diesen Fragen in Vorträgen nach, aber auch in acht Arbeitsgruppen. Vorgeschaltet ist der Haupttagung, die am 13. Dezember beginnt, ein Tag, an dem sich die Teilnehmerinnen kennenlernen und bei Yoga oder im nahegelegenen Thermalbad entspannen können. Anmeldeschluss: 30. November.

Home, sweet home! Wo finden lesbische und quere Frauen Heimat?

13. bis 15. Dezember, Evangelische Akademie Bad Boll, Telefon: 071 64 / 792 11; E-Mail: erika.beckert@ev-akademie-boll.de, www.ev-akademie-boll.de

Rente von der Straße

KATHRIN JÜTTE

Nach dem Kirchentag im Sommer landete ich auf dem Hauptbahnhof einer deutschen Großstadt und musste nach dem Weg fragen. Ein graumelierter Herr um die Sechzig mit sportlicher Lederjacke betrachtete das Schaufenster eines Buchladens, ihn sprach ich an. Er trug einen Rucksack und eine große Reisetasche. Wir könnten ein Stück des Weges zusammengehen, schlug er mir vor, mein Ziel sei auf seiner Strecke. So schloss ich mich ihm an, und wir gingen anfangs stumm nebeneinander in die Stadt hinein.

Plötzlich stoppte er unvermittelt. „Entschuldigen Sie bitte, ich muss kurz nachschauen." Wir standen am Pfosten einer Bushaltestelle. Auf halber Höhe angebracht das Behältnis für Abfall mit großer Öffnung, einer der städtischen Mülleimer. Mein Begleiter zückte eine kleine Taschenlampe und leuchtete in das finstere Arsenal. Dann zog er einen Arbeitshandschuh aus seiner Jacke, streifte ihn über und begann mit der rechten Hand in dem schwarzen Schlund zu tasten. Sekundenschnell förderte er eine leere Plastikflasche zutage. Nach kurzem Blick auf das Etikett kommentierte er mir beiläufig „25 Cent".

Sofort hatte er mein Interesse geweckt: Ich war mit einem Flaschensammler unterwegs. Jener Spezies, die mit jeder Pfandflasche oder Dose bares Geld auf der Straße findet. Jetzt bot sich mir die Chance zur Teilhabe an einem großen Thema: Was hat sich seit Trittins Pfand-Initiative im Bewusstsein der deutschen Wegwerf-Gesellschaft getan? Ich verwickelte meinen bepackten Unbekannten in ein Gespräch. Er: Facharbeiter, 68, alleinstehend, zur Miete, die Rente reicht nicht hinten und vorne. Der Ertrag vom Flaschensammeln ist überlebensnotwendig.

Ja, sammeln mit System hat sich inzwischen eingebürgert. Freundliche Imbissbuden-Betreiber, Standbesitzer, Platzwarte und Mitarbeiter der Städtereinigung oder der Deutschen Bahn stellen das Leergut für den „Bezirks-Sammler" bereit. Das ist nicht immer korrekt, macht aber niemanden arm, dafür einige glücklich. Viele Püllekes kommen schnell zusammen, oft muss die schmale Stube als Zwischenlager dienen. Denn keiner will es sich mit den Supermärkten verscherzen. So werden die Leergut-Annahmen und SB-Automaten peu à peu außerhalb der Stoßzeiten gefüttert. Das alles erfuhr ich auf dem Weg.

Mein Begleiter macht gut ausgeschlafen ab zehn Uhr seine Runde. Die genaue Strecke bleibt sein Betriebsgeheimnis. Nur so viel: Ein voller Rucksack plus Reisetasche bringt zwischen zwei und drei Euro. An guten Tagen kann einiges zusammenkommen. Erst recht, wenn ein durstiger Musik-Event in der Stadt war. Dann stellen die jungen Leute ganz selbstverständlich ihr Leergut vor dem Abfall ab.

Der Weg mit dem Flaschensammler hat mich sehr beeindruckt, ich bin dabei. Meine nächste Flasche ist ihm sicher.

In der nächsten Ausgabe

Foto: akg-images/Historisches Auge

Ein ganz besonderer Beruf

In den kommenden zehn bis 15 Jahren werden über dreißig Prozent der Pfarrer und Pfarrerinnen in den deutschen Landeskirchen in den Ruhestand gehen. Der Nachwuchs im Pfarramt ist das Schwerpunkt-Thema des November-Heftes. Wir schauen genauer auf die Statistik zur Zukunft des Pfarrberufs und lassen uns schildern, wie es ist, heute Theologie mit dem Ziel „Pfarrerin“ zu studieren. Es gibt einen Blick in die heutige Pfarrausbildung – und in einer Reportage schildern wir, wie junge Protagonisten der viel gelobten Film-Dokumentation „Pfarrer“ fünf Jahre später über ihren Beruf denken, und mit Uta Pohl-Patalong, Professorin für Praktische Theologie an der Universität Kiel, wird schließlich das Thema Pfarrnachwuchs im Gespräch vertieft.

Vertriebene Juden

Von den fast 900 000 Juden, die vor 1948 in arabischen Ländern lebten, sind heute nur noch wenige Tausend übrig geblieben. Im Irak, wo schon vor rund 2 500 Jahren Juden lebten, findet man heute nach offiziellen Angaben weniger als zwanzig – dabei lebten dort einst rund 135 000 Juden. Diskriminierung, Flucht und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung in der arabischen Welt schildert Stephan Grigat.

Schatten der Vergangenheit

Wer sich öffentlich zum Verhältnis zwischen Deutschland und Israel äußert, braucht gute Nerven, denn das Thema ist moralisch hochbesetzt (vergleiche Seite 21). Das sei zwar gut so, meint Johannes Fischer, langjähriger Professor für Ethik und Systematische Theologie in Zürich. Dennoch gäbe es Entwicklungen auf diesem Feld, die nachdenklich stimmten.

Taufe von Flüchtlingen

In Deutschland verläuft die Debatte um Flüchtlingskonversionen häufig entlang den Gräben von „Bekehrungserlebnis“ und „asyltaktischer Maßnahme“. Eine sehr einseitige Betrachtung, meint der Greifswalder Theologe Henning Theißen, denn sie lasse die Perspektive der Täuflinge völlig außer Acht.

Kohlhammer aktuell

Uta Pohl-Patalong

Neu!

Bibliolog

Impulse für Gottesdienst, Gemeinde und Schule

Band 3: Handlungsfeld Religionsunterricht

2019. 168 Seiten. Kart.
ISBN 978-3-17-031135-0. € 24,–
Bibliolog, Band 3

auch als EBOOK

In den letzten Jahren gewinnt der Bibliolog in der Schule immer mehr an Bedeutung. Religionslehrkräfte berichten, dass mit dem Bibliolog eine der größten Herausforderungen des Religionsunterrichts heute erstaunlich leichtgängig wird: Eine Begegnung mit der christlichen Tradition interessant und lebensnah zu inszenieren und zu einer eigenständigen Auseinandersetzung anzuregen. Die Grundlagen dieses Zugangs werden umfassend in den Büchern Bibliolog 1 (Grundformen) und 2 (Aufbauformen) dargestellt. Dieser Band geht auf die spezifischen Bedingungen des Kontexts Schule ein und leistet konkrete didaktische Hilfestellungen für die Arbeit mit dem Bibliolog im Religionsunterricht.

Dorothea Erbele-Küster

Neu!

Verführung zum Guten

Biblisch-theologische Erkundungen zwischen Ethik und Ästhetik

2019. 112 Seiten. Kart.
ISBN 978-3-17-035465-4. € 19,–
Theologische Interventionen, Band 3

auch als EBOOK

Die ästhetische Wahrnehmung will verführen zum Guten bzw. zur Erkenntnis des Guten. Diese These entfaltet Dorothea Erbele-Küster mit Blick auf eine Ethik des Alten Testaments. „Verführung zum Guten" spielt auf die gängige Interpretation der Erzählung von Genesis 3 an - den Griff nach der Frucht der Erkenntnis von Gut und Böse - und kehrt diese um. Der vorliegende Band lotet das Verhältnis von Ethik und Ästhetik aus: PoEt(h)ik impliziert dabei einen Zusammenhang zwischen poetischer Struktur und ethischer Urteilsbildung.

Peter Wick/Malte Cramer (Hrsg.)

Neu!

Allein die Schrift?

Neue Perspektiven auf eine Hermeneutik für Kirche und Gesellschaft

2019. 168 Seiten. Kart.
ISBN 978-3-17-037046-3. € 24,–

auch als EBOOK

Die Frage nach einer angemessenen Hermeneutik der biblischen Schriften ist in den vergangenen Jahren wieder verstärkt in den Fokus gerückt. Aus unterschiedlichen Perspektiven werden dabei das Verhältnis von Einheit und Vielfalt, Polyphonie und Disharmonie, Autorität und Pluralität diskutiert. Auch der Neutestamentler Peter Wick hat sich in diese Diskussion eingebracht und stellt seine Thesen in diesem Buch zur Debatte. Die Beiträge des Bandes fragen insbesondere nach der Anschlussfähigkeit neutestamentlicher Exegese für die gegenwärtige kirchliche Praxis.

Reinhold Mokrosch/Habib El Mallouki (Hrsg.)

Neu!

Religionen und der globale Wandel

Politik, Wirtschaft, Bildung

2019. 263 Seiten mit 5 Abb. und 3 Tab. Kart.
ISBN 978-3-17-034952-0. € 32,–

auch als EBOOK

Religionsgemeinschaften befinden sich im Umbruch: Säkularisierung, Pluralisierung, Digitalisierung, Globalisierung und Ökonomisierung fast aller Lebensbereiche, Migration und Flucht vor Krieg und mentaler Not haben zu Veränderungen im Bewusstsein religiöser und nicht-religiöser Menschen geführt. Weiterhin wachsen neue Formen von Esoterik und Spiritualität, die neben den traditionellen, institutionalisierten Religionsformen öffentlich sichtbarer werden. Und der neue pluralitätskritische Populismus fördert Abgrenzung, Ausgrenzung, Rassismus und Nationalismus. Wie reagieren Religionen besonders in den Bereichen Politik, Wirtschaft und Bildung hierauf? Personen aus verschiedenen Religionsgemeinschaften beziehen in diesem Band Stellung und treten in einen Dialog ein.

Leseproben und weitere Informationen unter www.kohlhammer.de

W. Kohlhammer GmbH · 70549 Stuttgart
vertrieb@kohlhammer.de · Tel. 0711 7863-7280

Kohlhammer

vrk

Versicherer im Raum der Kirchen

Schutz erfahren

vrk.de/kfz-versicherung

BLOG